

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

A profile photograph of Wolfgang Tiefensee, a man with a receding hairline, wearing a dark suit, white shirt, and blue tie. He is resting his chin on his hand and looking thoughtfully to the right. The background is a solid blue color.

Diplomat mit Weitsicht

Wie Wolfgang Tiefensee in
Thüringen Wirtschaft und
Hochschulen voranbringen will



Politik

Das Geheimnis der
privaten Hochschulen

Perspektive

Sand im Getriebe
der Bologna-Reform

Interview

Katharina Fegebank, Wissenschafts-
senatorin in Hamburg

SO KOMPLIZIERT
DER KAMPF
GEGEN HUNGER IST,
SO EINFACH IST DER
ANFANG.



ERDNUSSPASTE KANN LEBEN RETTEN — SIE AUCH.

Schützen Sie ein mangelernährtes Kind vor dem Tod. Schon 36 Euro sichern seinen Bedarf an Erdnusspaste für einen Monat, aber auch jeder andere Betrag hilft.

Jetzt spenden, um Kinder zu retten: www.unicef.de
oder Spendenkonto: 300 000, BLZ 370 205

unicef 
Gemeinsam für Kinder

Fotos: Kay Herschelmann (Titel und Editorial)

Zu vernachlässigende Größe?

»Der Wirtschaftsfaktor ›private Hochschule‹ scheint recht lukrativ zu sein, denn sonst würden diese Hochschulen nicht so zahlreich aus dem Boden sprießen«

Achim Meyer auf der Heyde

Priate Hochschulen haben in den vergangenen 20 Jahren ein rasantes Wachstum hingelegt. Rund sieben Prozent der Studierenden sind mittlerweile an ihnen eingeschrieben - Tendenz steigend. Damit sind die privaten Hochschulen nicht mehr zu ignorieren. Und dennoch werden sie oft mit Vorurteilen konfrontiert, hört man sich unter Studierenden um. So seien sie und ihre Studieninhalte zu sehr an der Wirtschaft orientiert, oft auf einige wenige Fächer ausgerichtet, generell zu marktbezogen, die soziale Zusammensetzung der Studierenden aufgrund der hohen Gebühren zu selektiv etc. Auch scheint der Wirtschaftsfaktor „private Hochschule“ recht lukrativ zu sein, denn sonst würden diese Bildungseinrichtungen nicht so zahlreich aus dem Boden sprießen.

Wir wollten dem Erfolgsgeheimnis der privaten Hochschulen auf die Spur kommen: Woran liegt es, dass immer mehr junge Menschen zum Studieren an private Hochschulen gehen, dass der Markt für private Hochschulen boomt? Und wir wollten wissen, was ihr Wachstum für die öffentlichen Hochschulen bedeuten könnte. Armin Himmelrath hat sich das Phänomen der privaten Hochschulen näher angeschaut. Lesen Sie selbst ab Seite 12.

Das Studium an Hochschulen im Ausland wird immer beliebter. Allerdings gehen deutsche Studierende überproportional häufig in die Nachbarländer Schweiz, Österreich und die

Niederlande. Großbritannien, sonst eines der beliebtesten Studienländer für Deutsche, ist mittlerweile auf Platz vier abgerutscht. Jeannette Goddar untersucht die Gründe für die Vorliebe junger Deutscher, in diesen Ländern zu studieren: Seite 18.

Und wenn wir uns schon auffälligen Trends in der Hochschulpolitik widmen, dann darf auch Bologna nicht fehlen. Stefan Kühl sieht den Bologna-Prozess in der Krise, festgefahren in ineffizienten Prozessen, die - aufgrund der europäischen Standardisierungen - die Handlungsfähigkeit einzelstaatlicher Hochschul- und Wissenschaftspolitik bei der notwendigen Reform der Reform weitestgehend einschränken. Die Bologna-Nachfolgekongferenz in Jerewan/Armenien habe wieder einmal gezeigt, dass sich keiner berufen oder befähigt fühlt, den Sand im Getriebe zu beseitigen, meint Kühl ab Seite 34.

Eine informative Lektüre wünscht Ihnen
Ihr

Achim Meyer auf der Heyde
Generalsekretär des
Deutschen Studentenwerks
» [achim.meyeraufderheyde@
studentenwerke.de](mailto:achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de)



POLITIK

DAS GEHEIMNIS DER PRIVATEN HOCHSCHULEN

Private Hochschulen sind auf dem Vormarsch. Sind sie eine ernsthafte Konkurrenz für die öffentlichen Hochschulen oder eine gute Alternative?
Von Armin Himmelrath / 12

Privat versus öffentlich

Neben den 330 öffentlichen Hochschulen gibt es bundesweit 121 private. Ihre Zahl wächst. Was sind die Vor- und Nachteile von privaten Hochschulen? / 16-17

PRO

Thomas Halder



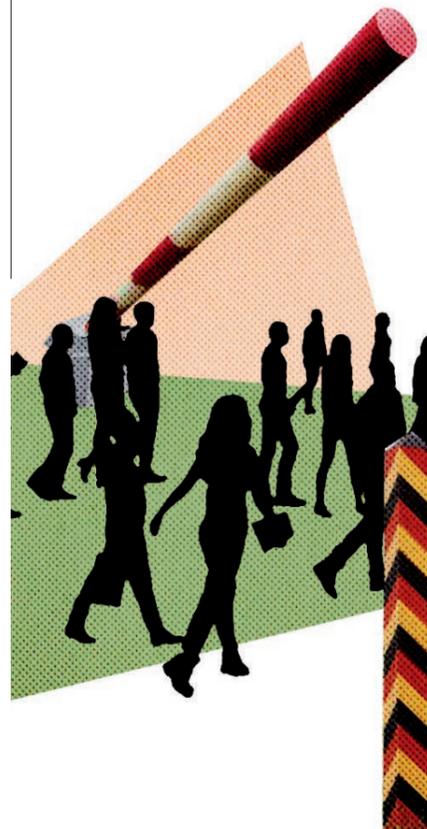
KONTRA

Daniel Gaittet



Kleiner Grenzverkehr

Studieren im Ausland: Warum gehen junge Deutsche zum Studieren so gerne nach Österreich, in die Niederlande und in die Schweiz?
Von Jeannette Goddar / 18



Fotos: Susanne Lencinas, Luise Wagener, Illustration: Jan Rieckhoff

PRAXIS



Menschen in der Mensa

Monika Günther und Renate Geisler arbeiten seit vielen Jahren in der Mensa, die eine im Ostteil, die andere im Westteil Berlins.
Von Anja Schreiber / 22

Studierenden- Service 2.0

Studierenden-Service-Center: neue Konzepte der Studentenwerke und Hochschulen mit weniger Bürokratie und mehr Kundenfreundlichkeit.
Von Klaus Heimann / 26

Aufgetischt und abgelichtet

Großküchen können spannend aussehen. Das haben studentische Hobbyfotografen bewiesen. Ihr Blick durch die Linse ist jetzt in einer Ausstellung zu sehen. / 28

Fotos: Luise Wagener, Kay Herschelmann, Rolf Schulten; Illustration: Jacqueline Urban

PROFILE



Der Mann für Zwischentöne

Er ist wieder da: Als Wirtschafts- und Wissenschaftsminister in Thüringen will er die Bedingungen für Hochschulmitarbeiter und Studierende verbessern.
Von Tilmann Warnecke / 30

PERSPEKTIVE



Sand im Getriebe

Die Bologna-Nachfolgekonzferenz in Jerewan hat es deutlich gezeigt: Die europäische Bildungspolitik befindet sich in einer Krise - und bewegt sich kaum.
Von Stefan Kühl / 34

CAMPUS

Kurz, knapp und informativ: Zahlen, Daten und Fakten aus der Bildungswelt / 6

+ Teamwork
Bühne frei! / 11

13 FRAGEN AN ...

...Katharina Fegebank, Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung in Hamburg / 36



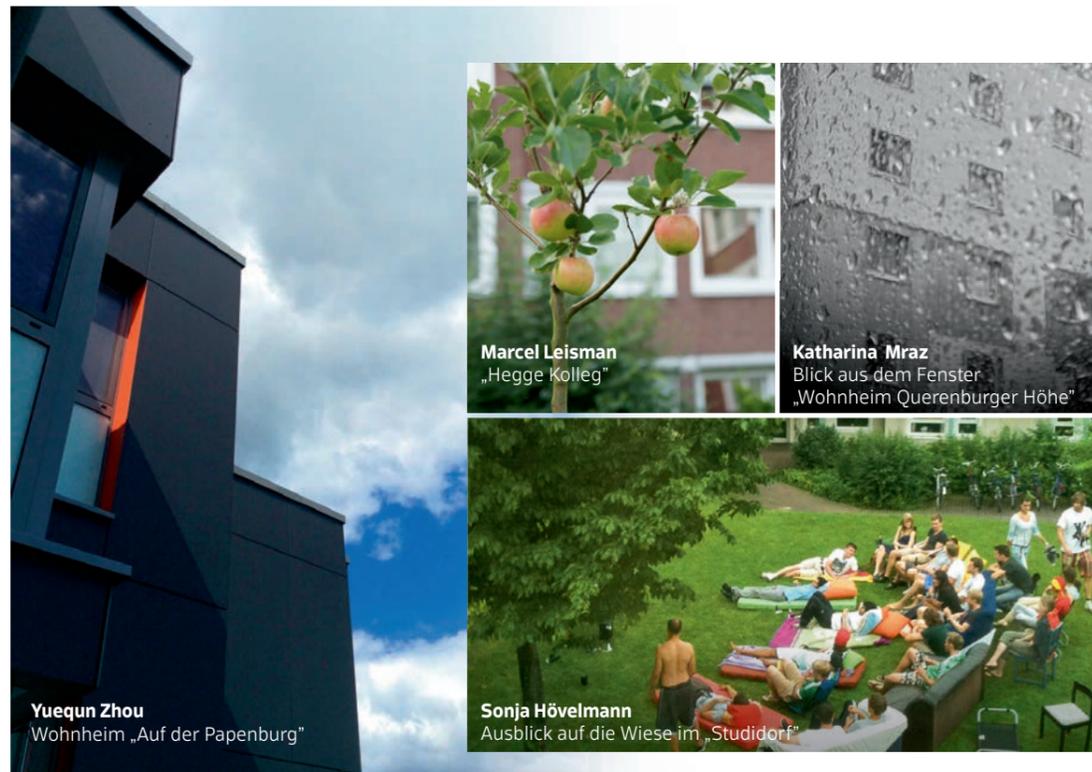
Ein Gedanke noch ...

Der DSW-Präsident hat das Schlusswort / 38

Ein- und Ausblicke

FOTOWETTBEWERB Wie leben Studierende? Wie sieht ihr Zimmer und wie der Blick aus ihrem Fenster aus, den sie mitunter mehrere Jahre, Morgen für Morgen, genießen? „Der Blick aus meinem/in mein Zimmer“, den wollte das Akademische Förderungswerk (AKAFÖ) anlässlich seines 50. Geburtstags von den Studierenden sehen – und bat um Fotos. Tiefe Einblicke in die Wohnwelt der Studierenden – und Ausblicke auf ihre

Welt. Die Teilnahme am Fotowettbewerb lohnte sich, denn es gab Geburtstagsgeschenke: Der erste Preis war mit 50 Tagen mietfreiem Wohnen im Wohnheimzimmer dotiert, der zweite mit 50 Tagen kostenlosem Mensa-Essen – und für den dritten Platz gab es 50 Euro auf die Hand. Und was es sonst noch in diesem Jahr zum 50sten Geburtstag gibt, sehen Sie unter:
» www.akafoe.de ml



Marcel Leisman
„Hegge Kolleg“

Katharina Mraz
Blick aus dem Fenster
„Wohnheim Querenburger Höhe“

Sonja Hövelmann
Ausblick auf die Wiese im „Studidorf“

Yuequn Zhou
Wohnheim „Auf der Papenburg“

KURZ GESAGT



»Das DSW glaubt, dass der Bund wieder in den Wohnheimbau einsteigt. Es wäre ein Revolution für das studentische Wohnen«

Johann Osel, in der Süddeutschen Zeitung vom 1. Juni 2015

Wussten Sie schon, dass ...



... rund **1/5** der Studierenden vor Beginn des Studiums bereits eine berufliche Ausbildung absolviert haben?
An einer Fachhochschule studieren durchschnittlich **3x** so viele Studierende mit einer **beruflichen Ausbildung** wie an einer Universität.
30% der Studierenden der **Ingenieurwissenschaften** und **28%** der **Medizin-, Zahn- und Tiermedizin**studierenden verfügen über eine berufliche Ausbildung. Bei den **geisteswissenschaftlichen** Studiengängen sind es nur **13%**.

» www.sozialerhebung.de

Fotos: privat (Osel), Yuequn Zhou, Marcel Leisman, Katharina Mraz, Sonja Hövelmann

Beispielhafte Projekte fördern



MIGRATIONSHINTERGRUND Ob durch die Aufnahme von ersten Kontakten in der Schule, über Soziale Medien oder ein persönliches Gespräch während des Studiums, ob durch lokale Kooperationen oder übergreifende Kompetenzteams – alle haben das gleiche Ziel: Menschen mit Migrationshintergrund für ein Studium zu sensibilisieren und während ihres Studiums zu unterstützen. Fünf Studentenwerke aus Bonn, Darmstadt, Köln, Marburg und Thüringen werden mit ihren Projekten von der Stiftung Mercator im Rahmen von „Studium+M – Programm für mehr Studierende mit Migrationshintergrund“ mit insgesamt einer Million Euro für drei Jahre gefördert und vom Deutschen Studentenwerk begleitet. ml
» www.studentenwerke.de

Leibwache per Mausclick

SCHNELLE HILFE Das Studierendenwerk Trier fördert eine Selbsthilfe-Initiative von Studierenden gegen sexuelle Übergriffe. Die frei zugängliche Netzplattform „MitLäuferIn.de“ des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) und eines Wohnheim-Rats basiert auf Solidarität: Menschen können sich an festen Treffpunkten verabreden, um im Schutz der Gruppe ausgewählte



Ziele auf standardisierten Campus-Routen zu erreichen. Das Wegenetz basiert unter anderem auf einer Beleuchtungsanalyse des Areals. Mit dem Projekt reagieren die Beteiligten auf vermehrte Übergriffe im vergangenen Winter. Die Initiative kommt so gut an, dass sie von der Stadt Trier gerade mit dem Bürgerpreis ausgezeichnet wurde. svr » www.mitlaeuferin.de

Foto: Lars Nickel



HEIKO SAKURAI

»Wir dürfen nicht länger ein Bildungstransitland bleiben«

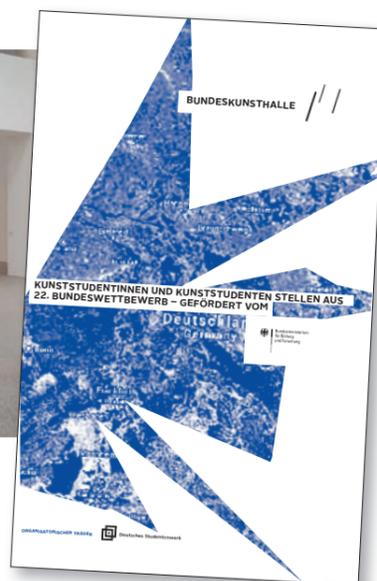
SAGTE VOLKER MEYER-GUCKEL, stellvertretender Generalsekretär des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft, bei der Vorstellung des Hochschul-Bildungsreport 2020. Im Jahr 2013 gab es 86 000 ausländische Studienanfänger in Deutschland, 2025 werden von Stifterverband und McKinsey & Company 220 000 erwartet. Grund genug, Maßnahmen zu ergreifen, um die hohe Abbrecherquote dieser Studierenden zu reduzieren und sie fit für den deutschen Arbeitsmarkt zu machen. Das soll laut Stifterverband und McKinsey, dem Kooperationspartner bei dieser Studie, durch mehrere Aktivitäten geschehen: Ausweitung von Stipendien und Betreuungsprogrammen, flächendeckende Leistungstests für ausländische Studierende (TestAS) und Ausweitung regionaler Netzwerke von Hochschulen und Unternehmen.



Dem kann man sicher uneingeschränkt zustimmen, doch ist die Studie im Wesentlichen rein arbeitsmarktorientiert. Es geht aber um mehr: um Willkommenskultur, um den Dialog zwischen ausländischen und deutschen Studierenden, um eine bessere Betreuung und Integration vor Ort, um erweiterte Unterbringungsmöglichkeiten. Denn, nach wie vor gilt: Je wohler sich ausländische Studierende während ihres Studiums in Deutschland fühlen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie bleiben. ml
» www.hochschulbildungsreport2020.de



BLICK IN DIE AUSSTELLUNG in der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland.



Kunst auf Papier

KATALOG Einen Monat lang waren sie in der Bundeskunsthalle in Bonn zu sehen: die Arbeiten von 56 jungen Künstlerinnen und Künstlern, die am 22. Bundeswettbewerb „Kunststudentinnen und Kunststudenten stellen aus“ teilgenommen haben. Wer die Ausstellung verpasst hat, kann noch den hochwertigen Katalog bestellen. Auf 270 Sei-

ten finden sich zahlreiche farbige Abbildungen der ausgestellten Werke, Informationen zu den Biografien der Künstlerinnen und Künstler sowie Informationen zum Wettbewerb. Der Katalog wurde von der Akademie der Bildenden Künste München gestaltet und kostet 8 Euro zuzüglich Versandkosten. **ar** Bestellung: » kultur@studentenwerke.de

Netzwerk für Bildung in Kommunen

NEUER NAME – ERWEITERTES ZIEL Der „Stiftungsverbund Lernen vor Ort“ formiert sich seit Mai 2015 zum „Netzwerk Stiftungen und Bildung“ im Bundesverband Deutscher Stiftungen. Der bisherige Verbund aus zuletzt gut 180 Stiftungen hatte in den vergangenen fünf Jahren mit der Bundesregierung das Programm der Bildungsinitiative „Lernen vor Ort“ entwickelt. Diese sollte in 40 Modellkommunen ein konsequentes kommunales Bildungsmanagement aufbauen. Diese Erfahrungen will das neu profilierte Netzwerk sichern beziehungsweise verstetigen und damit die dauerhafte Kooperation von Bildungstiftungen auf kommunaler Ebene mit ähnlichen Institutionen fördern. Das neue Know-how soll dabei der gesamten Bildungslandschaft zugute kommen. **svr** » www.stiftungen.org

Fotos: Dr. Mark Brandenburgh, 2015 © Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH, Stefan Kaminski, Die Linke, privat, Nina Altmann



Soziale Dimension

EUROPA Die Hochschulfinanzierung in den südlichen europäischen Ländern hält mit den nördlichen nicht Schritt. Entsprechend schwierig sind die Studien- und Lebensbedingungen der Studierenden, zum Beispiel in Spanien, Griechenland und Italien. Sowohl länderspezifische als auch vergleichende Informationen über die soziale Dimension des europäischen Hochschulraums sind jetzt in der Eurostudent V-Datenbank online verfügbar. Damit können die 29 europäischen Teilnehmerländer hinsichtlich

diverser Indikatoren direkt verglichen werden. Kurze Videos und Briefings zu Themen wie „Studentisches Wohnen“ oder „Studieren mit Kind“ erweitern das Datenmodul. Ergänzend dazu gibt es die Seite „peer learning for the social dimension“ (pl4sd), die mit Best-Practice-Beispielen und Berichten aus den Ländern zur Verbesserung der sozialen Dimension im europäischen Hochschulraum beitragen will. **ml** » www.eurostudent.eu » www.pl4sd.de

Bildungserfahrungen kompakt

FÜNF JAHRE BILDUNGSINITIATIVE „Lernen vor Ort“ gibt es jetzt als Buch. Das Werk mit dem wurmlangen Titel hilft dabei, Vernetzung und lokale Bildungsarbeit erfolgreich zu gestalten. Obwohl „titeltreu“ Erfahrungsberichte das Gros der gut 240 Seiten ausmachen, bietet das Buch noch mehr. Schon der glossarische Einstieg mit Kurzdefinitionen wirkt klärend und souverän. Übersichtskarten sowie detaillierte Kontaktdaten zeichnen das serviceorientierte Kom-



pendium aus. Es ist gratis (zuzüglich Versandkosten) als Printausgabe beziehungsweise E-Book erhältlich. **svr** » <https://shop.stiftungen.org>

EINE FRAGE ...

„Was nehmen Sie sich für den Rest der Legislaturperiode in der Hochschulpolitik vor?“

Antworten von den Bildungsexperten der Bundestagsfraktionen



Kai Gehring **MdB**
Bündnis 90/Die Grünen

Wir wollen das BAföG sofort erhöhen, faire statt prekäre Arbeit an den Hochschulen – mittels Nachwuchsprogramm und WissZeitVG-Reform, ein Modernisierungsprogramm für die Infrastrukturen des Wissens – vom Hörsaal bis zur Bibliothek, vom Forschungsgerät bis zum studentischen Wohnen. So lässt sich ein Wissenschaftswunder entfachen.

» www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke **MdB**
Die Linke

Für Die Linke geht es weiterhin um die soziale Öffnung der Hochschulen, vor allem durch die Weiterentwicklung des BAföG und den Ausbau von studentischem Wohnraum sowie um den Abbau von alten und neuen Zugangshürden zum Studium.

» www.nicole-goehle.de



Ernst Dieter Rossmann **MdB**
SPD

Bessere Perspektiven für den wissenschaftlichen Nachwuchs durch ein starkes Nachwuchsprogramm, ein neues Zeitvertragsgesetz für faire Arbeit in der Wissenschaft, den Ausbau der Forschung an Fachhochschulen und die Verbesserung der Lehrerbildung. Für die Weiterentwicklung der Exzellenzinitiative muss bis 2017 ein klares Konzept erarbeitet werden.

» www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht **MdB**
CDU/CSU

Wir wollen die Karrierewege für den wissenschaftlichen Nachwuchs zuverlässiger gestalten und hierfür mit den Ländern ein Programm zur Förderung von Tenure-Track-Stellen auflegen. Daneben ist die Weiterentwicklung der erfolgreichen Exzellenzinitiative für uns ein zentrales Anliegen.

» www.albert-rupprecht.de



KOLUMNE
Auf ein Wort

Mut zum Löschen

Es ist keine neue Erkenntnis, dass die ständige Erreichbarkeit und die Datenflut, mit der wir täglich konfrontiert sind, Fluch und Segen zugleich sind. Die Masse an Informationen, die uns per E-Mail, WhatsApp, SMS & Co. erreicht, ist enorm. Geschwindigkeit und Menge machen es uns schwer, die Spreu vom Weizen zu trennen – oder uns alles zu merken. Das Auge scannt die Meldungen nur noch, und als Selbstschutz selektieren wir erst einmal zwischen Müll, gleichbedeutend mit „löschen“, eventuell wichtig, bedeutet: „speichern“, und wichtig, das heißt: „sofort lesen“. Widmen wir uns hier jetzt der zweiten Schublade, die schnell mit Informationen gefüllt ist, die wir uns später unbedingt noch einmal anschauen wollen. Was ist der Unterschied zwischen dieser digitalen Ablage und den Zeitungen, die wir früher gestapelt haben, weil wir keine Zeit oder Muße hatten, sie sofort zu lesen? Für alle, die sich nicht mehr daran erinnern: Der Stapel wuchs, vergilbte und wurde zu guter Letzt ungelesen und schweren Herzens entsorgt. Eigentlich gibt es also gar keinen Unterschied zwischen den digitalen und den Papier-Bergen. Darum sollten wir auch nicht ständig über die digitalen Medien schimpfen und sie für unsere Zeitnot verantwortlich machen. Sie gezielt für uns zu nutzen, ist ein Segen, von ihnen beherrscht zu werden, ein Fluch. Es liegt ganz allein an uns, wie wir mit Informationen umgehen. Ich wünsche Ihnen dabei auch in Zukunft ein gutes Händchen. Gleichzeitig möchte ich mich von Ihnen als Chefredakteurin des DSW-Journals verabschieden. Ich freue mich, dass unser Magazin bei vielen von Ihnen seinen festen Platz in „Schublade drei“ gefunden hat – und es wäre prima, wenn dies trotz der täglichen Informationsflut auch weiterhin so bleibt!

Marijke Lass, Chefredakteurin
» marijke.lass@studentenwerke.de



Gehörlos? Na und!

BARRIEREFREI Hilfe für Gehörlose: Die wichtigsten Informationen auf den Internetseiten des Studentenwerks Berlin gibt es nun auch in Deutscher Gebärdensprache (DGS). Bafög, Kultur oder Beratung - Wissenswertes erfahren Studieninteressierte und Studierende jetzt auch

per Video in DGS. Ein Projekt zur Barrierefreiheit des Studentenwerks Berlin macht es möglich. Dreharbeiten, Gebärdensprache sowie die Videobearbeitung übernahmen Berliner Studierende. *cs*
 » www.studentenwerk-berlin.de/bub/behinderte/index.html



MiO mein MiO

NUR FÜR KIDS ist die im Mai 2015 nach dem Umbau wiedereröffnete Villa MiO. Diese Kindertagesstätte des Studierendenwerks Stuttgart hat einen großen Garten und drei Ebenen im Innenbereich. Karl Amann von nowhere architekten ließ in seinen

Entwurf das Hamburger Raumkonzept einfließen, ein pädagogisches Konzept, bei dem sich Theorie und Praxis gegenseitig beeinflussen. Die Stadt Stuttgart unterstützte den Umbau finanziell. *ml*
 » www.studierendenwerk-stuttgart.de

IMPRESSUM

DSW-Journal, Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
 Ausgabe 2/2015, 10. Jahrgang

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V., Monbijouplatz 11, 10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde, Generalsekretär

Chefredakteurin: Marijke Lass (ml)
 marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion: Stefan Grob (sg), Sabine Jawurek (jaw), Anne Renner (ar), Dr. Christiane Schindler (cs), Jörg Markus zur Oven (zr)

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt: Christian Füller, Daniel Gaittet, Jeannette Goddar, Thomas Halder, Dr. Klaus Heimann, Armin Himmelrath, Stefan Kühl, Sven Rosig (svr), Anja Schreiber, Tilmann Warnecke

Fotos: Nina Altmann, Dr. Mark Brandenburg/2015 © Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Frank Elschner/Wuppertal, Die Linke, Forschungszentrum Jülich, Markus Freitag, Veronika Freitag, Felix Groteloh, Kai-Uwe Heinrich/Tagespiegel, Kay Herschelmann, Hochschule Fresenius, Sonja Hövelmann, Stefan Kaminski, Volker Lannert, Marcel Leisman, Susanne Lencinas, Kai Loges, David Maupilé, Katrin Melcher, Katharina Mraz, Sebastian Nagler, Lars Nickel, picture-alliance/dpa/dpaweb/Marcel Mettelsiefen, Reuters/Albert Gea, SPD, Studierendenwerk Stuttgart, Rolf Schulten, Verband der Privaten Hochschulen, Luise Wagener, Yuequn Zhou

Grafik: Atelier Hebing,
 www.atelierhebing.de

Karikatur: Heiko Sakurai

Illustrationen: Dominik Herrmann, Jan Rieckhoff, Jacqueline Urban

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH,
 www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner,
 www.ortner-concept.de

Anzeigen:
 dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
 Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2015

Redaktionsanschrift:
 Deutsches Studentenwerk e. V.
 Redaktion DSW-Journal
 Monbijouplatz 11
 10178 Berlin
 Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
 Fax: +49(0)30-29 77 27-99

E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de

Internet: www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.

NACHGELESEN

Kochen & mehr

Wer fit durchs Studium kommen möchte, sollte sich unbedingt das neue Kochbuch des Studentenwerks Berlin anschauen. Zahlreiche Rezepte zum Nachkochen - vegane und vegetarische inklusive - sowie Informationen zu den Lebensmitteln und den verschiedenen Garverfahren geben Auskunft über eine ausgewogene und gesunde Ernährung. Dazu gibt's Bewegungstipps vom Hochschulsport der Technischen Universität Berlin, damit die Gelenke nicht rosten und das Gehirn gut durchblutet wird. *ml*
 » www.studentenwerk-berlin.de



Bleib nicht, was Du bist

Beim Morgenkaffee sprangen Marco Maurer Zahlen aus der Sozialerhebung des DSW an. Der Journalist, ein studiertes Arbeiterkind, das sämtliche Schulformen durchlaufen hatte, entdeckte sein Thema: die Bildungsungerechtigkeit in Deutschland. Er schrieb darüber das klügste, persönlichste, engagierteste, selbstkritischste Buch seit Langem. *sg*
 » www.droemer-knaur.de

Essen mit Genuss

Die Furcht vor Lebensmitteln ist eine Reaktion auf den Überfluss. Wir essen und trinken viel zu oft am Genuss und an der Freude vorbei und blicken lustfeindlich auf unsere Nahrung. Das Buch von Hanni Rützler und Wolfgang Reiter liefert Denkanstöße über das asketische Ideal der Gegenwartskultur und ist ein Plädoyer für das Schmecken, Genießen und Denken. *zr*
 » www.brandstaetterverlag.com



SERIE TEAMWORK im Studentenwerk

9 10 11 12 13 14 15 16



Fotos: Kai Loges, Studierendenwerk Stuttgart, Felix Groteloh (rechts)

BÜHNE FREI!

Das Team des Kulturbüros im Studierendenwerk Freiburg-Schwarzwald
 Vier coole Kumpel - sie organisieren Kultur von Studierenden für Studierende. Ihre Bühnen sind die Mensen in Freiburg, vor allem die angesagte MensaBar in der Rempartstraße. Die Idee, abends dort zu feiern, wo mittags Schnitzel gegessen werden, hatte Ulrich Stelter (2.v.r.) schon 2003. Er ist Leiter des Kulturbüros und der Hochschulgastronomie im Studierendenwerk Freiburg-Schwarzwald. Hardi Hänle (2.v.l.), Kulturmanager, seit 2005 dabei, ist für die Organisation der circa 250 Veranstaltungen im Jahr verantwortlich. Seit 2014 gehört Sebastian Schmidt (l.),

Veranstaltungskaufmann, zum Team. Er kümmernt sich um den Personaleinsatz und die Technik, außerdem legt er regelmäßig als DJ Synthälizer bei Partys auf. Vierter Mann ist seit einem Jahr der Azubi Simon Waldenspuhl (r.). Sein aktuelles Projekt ist der Literarische Nachmittag im MensaGarten. Das Team veranstaltet neben seinen selbst entwickelten Events „Video Slam“, „Supreme“ und „Lied.Gut“ regelmäßig Konzerte, Theateraufführungen, Partys und Filmfeste. Dabei sind sich die vier Kumpel immer einig: Alles muss nicht nur dem Publikum gefallen, sondern auch ihnen selbst! *jaw*
 » www.swfr.de

DAS GEHEIMNIS DER PRIVATEN HOCHSCHULEN

ENTWICKLUNG Die Zahl der Studierenden an privaten Hochschulen in Deutschland steigt. Woran liegt das?

TEXT: Armin Himmelrath

Die Meinung der Rektoren war einhellig, das Stimmungsbild klar. Private Universitäten und Fachhochschulen, stellte die Hochschulrektorenkonferenz (HRK) in ihrer Plenumsversammlung fest, leisten „nur einen quantitativ geringfügigen Beitrag zur Hochschulausbildung in Deutschland“. Die Hochschulchefs überschrieben ihr Statement deshalb mit einer deutlichen Aufforderung: „Private Hochschulen nicht überschätzen“, lautete der Tenor ihrer Analyse. Und: Die staatlich finanzierten Universitäten und Fachhochschulen wollten sich selbstverständlich „gerne“ dem Wettbewerb mit der privaten Konkurrenz stellen – allerdings müsse es dafür faire Bedingungen geben. Konkret: „Ein ertragreicher Wettbewerb setzt voraus, dass die Länder den staatlichen Hochschulen die gleichen Freiheitsgrade und Handlungsspielräume wie den privaten Hochschulen einräumen.“

17 Jahre alt ist diese HRK-Stellungnahme mittlerweile, im Juli 1998 war sie verabschiedet worden – und sie ist, in weiten Bereichen, längst überholt.

„Das Wissenschaftssystem in Deutschland ist in Bewegung gekommen“, stellte schon vor fünf Jahren der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft in seiner „Studie zur Rolle und Zukunft privater Hochschulen“ fest: „Der Markt für private Hochschulen boomt. In den vergangenen 20 Jahren wurden mehr als 70 Prozent der heute existierenden privaten Hochschulen gegründet.“ Wolfgang Marquardt, seinerzeit Vorsitzender des Wissenschaftsrats, lobte zwei Jahre später, dass die privaten Hochschulen „Studienangebote und Lehrformate flexibilisieren, neue Zielgruppen mobilisieren und erschließen und nicht-akademische Berufsfelder akademisieren“.

Tatsächlich studieren mittlerweile mehr als sieben Prozent der Studierenden in Deutschland privat, Tendenz weiter steigend. Etwa alle fünf Jahre verdoppelt sich derzeit die Zahl der privat unterrichteten Nachwuchsakademiker. „Es hat einerseits etwas Elitäres, ist andererseits aber auch völlig normal“, sagt Ben, 20, der sein Studium zunächst an der privaten Universität Witten/Herdecke begonnen hatte, mittlerweile aber zur staatlichen Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ge-

wechselt ist: „An beiden Universitäten hatte und habe ich das Gefühl, dass sich die Hochschulen um eine qualitativ gute Ausbildung bemühen. Der deutlichste Unterschied für mich ist die Größe.“ In Witten sei es „klein und kuschelig“ gewesen, Düsseldorf gehe dagegen „schon in Richtung Massen-Universität, aber da ist eben auch mehr los“, so der 20-Jährige, „ich sehe das mittlerweile pragmatisch.“

Kritische Distanz zu Begehrlichkeiten der Industrie bewahren

Auch die HRK blickt heute ganz anders auf die private Konkurrenz als noch vor 17 Jahren. Gerade bei den Masterangeboten mit Weiterbildungscharakter könne man durchaus etwas lernen, findet etwa HRK-Vizepräsident Holger Burckhart: „Beim lebenslangen Lernen sind deutsche Privatuniversitäten weiter“ – wie auch die Hochschulen anderer Länder. In diesem Bereich gebe es ein deutliches Entwicklungspotenzial für die öffentlichen Universitäten: „Der wachsenden Nachfrage sollten sich auch staatliche Hochschulen stellen.“ Klingt ganz so, als hätten sich die öffentlichen Universitäten und Fachhochschulen auf die Konkurrenz mit den Privaten eingelassen. Doch Burckhart steckt auch klare Grenzen ab: „Wir müssen darauf achten, kritische Distanz zu Forderungen und Begehrlichkeiten der Industrie zu bewahren“, sagt der Rektor der Universität Siegen, „das ‚Abrichten‘ auf einen Arbeitsplatz kann nicht Ziel des Studiums sein.“ Eine Festlegung, die man gleichermaßen als Kritik an einem zu starken Employability-Ansatz der Bologna-Reform wie auch an der strikten Arbeitsmarkt-Ausrichtung mancher privaten Hochschule interpretieren kann. Denn aus Sicht der HRK droht bei zu starker Praxisorientierung ein Verlust an Wissenschaftlichkeit – und die sei nun einmal für eine akademische Ausbildung entscheidend.

Dabei ist es gerade die Nähe des Studiums zum Arbeitsalltag, die die Düsseldorfer Krankenschwester Katharina an die Fliedner Fachhochschule Düsseldorf gelockt hat. „Bildung und Erziehung in der Kindheit“ heißt ihr Fach, und da es in ihrem Bereich, der Krankenpflege, kaum akademische Angebote gebe, habe sie sich für diese private Form der Zusatzqualifizierung entschieden. Wichtig war ihr dabei eines: „Ich wollte nicht irgendeine Nummer sein.“ Dass die 25-Jährige für die Betreuung in sehr kleinen Lerngruppen mit 350 Euro pro Monat ziemlich tief in die Tasche grei-



Holger Burckhart,
Vizepräsident der Hochschulrektorenkonferenz

»Beim lebenslangen Lernen sind deutsche Privatuniversitäten weiter. Der wachsenden Nachfrage sollten sich auch staatliche Hochschulen stellen«

fen muss, sei zwar „ein großer Minuspunkt“, letztlich aber gerechtfertigt. Auch die 23-jährige Janina sagt: „Natürlich ist es teuer, aber ich bekomme eine super Leistung.“ So studiere sie mit 23 Kommilitonen und nicht mit 300 wie an einer staatlichen Universität. Und: „Die Dozenten haben alle noch einen Job nebenbei, um in der Praxis zu bleiben“ – aus ihrer Sicht ein weiterer Vorteil.

Studierende wie Janina und Katharina sind es, die die Fliedner Fachhochschule mit ihren Angeboten gezielt anspricht, um ihnen neue Berufsperspektiven zu eröffnen. Die Düsseldorfer Privat-Hochschule versteht sich selbst als „Vorreiter“ bei Fächern, „die sich aus den Trends des Arbeitsmarkts ableiten“, sagt Rektorin Marianne Dierks – und verweist dabei auf besonders ausgefallene Studiengänge wie den zum „medizinischen Assistenten“ für die Chirurgie oder den berufsbegleitenden Bachelor „Pädagogik für den Rettungsdienst“.

»Die Hochschule Fresenius steht seit jeher für die Aufwertung von naturwissenschaftlichen und gesundheitlichen Fachberufen. Dabei war uns praxisbezogene Forschung im Sinne einer Applied Science University immer wichtig«

Botho von Portatius,
Präsident der Hochschule Fresenius





»Wir sind Vorreiter bei Fächern, die sich aus den Trends des Arbeitsmarkts ableiten«

Marianne Dierks,
Rektorin der Fliegener Fachhochschule
Düsseldorf

Mit 27 Studierenden fing alles an

Auch am 30. April 1983, als die erste private Universität in Deutschland gegründet wurde, ging es schon um eine andere, praxisnähere Art von Ausbildung. Konrad Schily und Gerhard Kienle waren Ärzte am Gemeinschaftskrankenhaus in Herdecke gewesen - und unzufrieden mit der Ausbildung junger Ärztinnen und Ärzte. Schily und Kienle wollten zeigen, dass ein Medizinstudium weit über die Orientierung an Apparaten und pharmazeutischen Prozessen hinausgehen muss, wenn es den Patienten gerecht werden will. Ihrer Ansicht nach ließ sich das nur an einer privaten Hochschule verwirklichen: Mit 27 Studierenden und einem hauptamtlichen Professor gründeten sie, zunächst gegen zähe Widerstände in Politik und Wissenschaft, die Universität Witten/Herdecke. „Unsere Hochschule will sich den gesellschaftlichen Aufgaben und Erfordernissen, die in der Gesellschaft auftreten, stellen“, formulierte Konrad Schily als Gründungspräsident damals das Ziel der privaten Neugründung.

Aus den bescheidenen Anfängen sind mittlerweile mehr als 1400 Studierende in 14 Fächern geworden. Ein Aufschwung, der ohne Förder- und Spendengeld aus der Wirtschaft und aus zahlreichen Stiftungen nicht möglich gewesen wäre. Doch obwohl „privat“ draufsteht, steckt auch viel staatliches Geld in der Universität. Immer wieder waren Finanzspritzen des Landes nötig, um den Hochschulbetrieb am Laufen zu halten - und das ist nicht alleine ein Wittener Problem: Auch zahlreiche andere Privathochschulen brauchen zur punktuellen Unterstützung oder als regelmäßigen Zuschuss Steuermillionen - darunter etwa die Jacobs University Bremen oder die EBS Universität für Wirtschaft

und Recht in Wiesbaden. Die Privathochschulen freilich rechnen anders: Sie verweisen gerne auf Studien, nach denen sie den Staat jährlich um 300 Millionen Euro entlasten.

Tatsächlich ist die private Hochschullandschaft in Deutschland ziemlich groß und damit auch ein mächtiger Wirtschaftsfaktor. Zahlenmäßig am stärksten vertreten sind die privat finanzierten Universitäten und Fachhochschulen in Bayern (30 Hochschulen), Nordrhein-Westfalen (22), Baden-Württemberg (16) sowie Hamburg und Hessen (je elf). Bemerkenswert dabei ist, dass es damit in zwei Bundesländern sogar mehr private als staatliche Hochschulen gibt: in Bayern und Hamburg. 120 private Universitäten und Fachhochschulen suchen derzeit deutschlandweit nach zahlenden Kunden,



»Unsere Hochschule will sich den gesellschaftlichen Aufgaben und Erfordernissen, die in der Gesellschaft auftreten, stellen«

Konrad Schily,
Gründungspräsident der
Universität Witten/Herdecke

dazu kommen noch 38 kirchliche Hochschulen - mehr als jede vierte deutsche Hochschule wird damit privat geführt. Die aktuelle Zahl der Studierenden gibt der Verband der Privaten Hochschulen mit mehr als 165000 an. Damit habe sich die Zahl der Studentinnen und Studenten an privaten Hochschulen in den vergangenen 20 Jahren verzehnfacht. Ein lohnendes Geschäft: „Im privaten Hochschul-sektor hat sich ein Bildungsmarkt in der finanziellen Größenordnung von 720 Millionen Euro jährlich entwickelt“, sagt Vorstandsmitglied Klaus Hekking.

Konzentration auf weniger Schwerpunktfächer

Doch die private Finanzierung bringt es mit sich, dass sich viele der nichtstaatlichen Universitäten und Fachhochschulen vor allem auf gut nachge-

fragte - und gut zu verkaufende - Studienfächer konzentrieren, häufig aus den Bereichen Wirtschaft, Jura und Medien. So stammen 60 Prozent der privaten Studiengänge aus den Wirtschaftswissenschaften, weitere 16 Prozent aus den MINT-Fächern; nur acht Prozent decken Sprachen, Kultur, Kunst oder Sport ab. Zwar kommen die Privaten insgesamt auf rund 150 verschiedene Studiengänge, doch in vielen Fällen handelt es sich um Sparten-Hochschulen mit einem klar definierten - und scharf begrenzten - Fächerprofil.

Ein Beispiel: die Handelshochschule Leipzig (HHL), heute staatlich anerkannte Universität mit Promotions- und Habilitationsrecht. Schon 1898 war sie als erste betriebswirtschaftliche Hochschule in Deutschland gegründet worden, entscheidende Akteure waren damals die Industrie- und Handelskammer (IHK) Leipzig und der Deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen. Nach der Wiedervereinigung wurde die HHL 1992 wiedergegründet, und erneut war die IHK Leipzig die treibende Kraft. Mittlerweile wurde die Hochschule in HHL Graduate School of Management umbenannt und konzentriert sich auf wirtschaftswissenschaftliche Master-Studienprogramme. So eine extreme Spezialisierung ist für staatliche Hochschulen häufig undenkbar. Es sind häufig solche Nischen,



»Im privaten Hochschul-sektor hat sich ein Bildungsmarkt in der finanziellen Größenordnung von 720 Millionen Euro jährlich entwickelt«

Klaus Hekking,
Vorstandsmitglied im Verband der
Privaten Hochschulen

in denen sich die private Konkurrenz einnistet. „Die Hochschule Fresenius steht seit jeher für die Aufwertung von naturwissenschaftlichen und gesundheitlichen Fachberufen. Dabei war uns praxisbezogene Forschung im Sinne einer Applied Science University immer wichtig. Außerdem erleichtern wir unseren Absolventinnen und Absolventen den Weg zur Promotion, zum Beispiel durch unsere institutionelle Verbindung zur HHL, mit der wir gemeinsam Forschungsinstitute betreiben“, so beschreibt der Präsident, Botho von Portatius, das so einfach klingende Erfolgsrezept.

Doch nicht immer geht die Strategie der privaten Hochschulen auf. Zu den gescheiterten privaten Bildungsanbietern gehörten zuletzt die Humboldt-Viadrina School of Governance in Berlin, die nicht genü-

Studierende an privaten Hochschulen in Deutschland

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2015

HOCHSCHULE	WS 2011/2012	WS 2012/2013	WS 2013/2014
Fachhochschulen	107.011	117.513	135.634
Universitäten	16.221	18.087	19.835
Kunsthochschulen	884	1.069	1.233
Verwaltungs-Fachhochschulen	741	806	815
Theologische Hochschulen	226	339	382
insgesamt	125.083	137.814	157.899

Fotos: Frank Eischner/Wuppertal, picture-alliance/dpa/dpaweb/Marcel Mettelisiefen

Foto: Verband der Privaten Hochschulen

PRO | PRIVATE HOCHSCHULEN

»Privathochschulen sind ein Beitrag der Zivilgesellschaft für ein leistungsfähiges Bildungswesen«

121 private Hochschulen in Deutschland stehen für Qualität, Effektivität und Flexibilität, Praxisnähe und Kundenorientierung, Privatinitiative sowie für soziale Gerechtigkeit!

Qualität Alle privaten Hochschulen müssen staatlich anerkannt und institutionell akkreditiert, alle Studiengänge vorher programm-akkreditiert werden. Staatliche Aufsicht, Qualitätssicherung und Wettbewerb sorgen für eine hohe Qualität der Abschlüsse.

Effektivität und Flexibilität Der Wissenschaftsrat misst privaten Hochschulen eine „Vorreiterrolle innerhalb des Hochschulsystems in der Flexibilisierung der Studienangebote“ zu: berufsbegleitendes, duales, Teilzeit-, Fernstudium, flexible Studienorganisation, Akademisierung von Ausbildungsgängen, Tertiäre Weiterbildung.

Praxisnähe und Kundenorientierung Private Hochschulen reagieren aufgrund ihrer unternehmerischen Ausrichtung unmittelbar auf neue Bildungsanforderungen, sie gewährleisten eine kundenorientierte Grundeinstellung gegenüber den Studierenden, optimale Ausstattung und intensive Betreuung. Absolventen privater Hochschulen haben vor allem aufgrund praxisnaher Studiengänge sehr gute Übernahmechancen in der Wirtschaft.

Privatinitiative Privathochschulen sind ein Beitrag der Zivilgesellschaft (Stiftungen, Unternehmen, Einzelpersonen) für ein leistungsfähiges Bildungswesen, sorgen für Systemwettbewerb und Pluralität und setzen neue Impulse.

Soziale Gerechtigkeit Der Wissenschaftsrat erkennt ein besonderes Bemühen der privaten Hochschulen um Zielgruppen, um die sich staatliche Hochschulen bislang weniger bemühen. Damit eröffnen sie Personengruppen einen Zugang zum Studium, die aufgrund der Berufstätigkeit oder familiärer Aufgaben ein Vollzeitpräsenzstudium nicht leisten können. Studiengebühren relativieren sich durch kürzere Studienzeiten und deutlich geringere Abbruchquoten (bei privaten Hochschulen acht Prozent, bei staatlichen Hochschulen 21 Prozent), können oft steuerlich geltend gemacht und auch erlassen werden. Stipendien und besondere Studienfinanzierungsprogramme tragen zur sozialen Gerechtigkeit bei.

Thomas Halder,
Geschäftsführer des Verbands der Privaten Hochschulen,
Amtschef/Ministerialdirektor i. e. R., Heidelberg



»Der Markt für private Hochschulen boomt. In den vergangenen 20 Jahren wurden mehr als 70 Prozent der heute existierenden privaten Hochschulen gegründet«

Wolfgang Marquardt,
ehemaliger Vorsitzender des Wissenschaftsrats
und derzeit Vorstandsvorsitzender des
Forschungszentrums Jülich

gend Studierende für ihre teure Aus- und Weiterbildung werben konnte, und - im Frühjahr 2015 - die 2009 gegründete Hochschule Neuss für internationale Wirtschaft mit ihren knapp 300 Studierenden. Seit März 2015 hat hier der Insolvenzverwalter das Sagen, weil Streit zwischen den Gesellschaftern die Privat-Fachhochschule in finanzielle Turbulenzen gebracht hatte. Mittlerweile zeichnet sich ein Konsolidierungskurs ab, die Abschlüsse der eingeschriebenen Studentinnen und Studenten seien nicht gefährdet, betonen die Hochschule und das Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen.

Akkreditierung deckt Schwächen auf

Damit die unternehmerische, vor allem aber auch die wissenschaftliche Tragfähigkeit privater Hochschulen gesichert ist, hat der Wissenschaftsrat im Auftrag der Politik 2001 mit der institutionellen Akkreditierung dieser Einrichtungen begonnen. In dem Verfahren wird neben der Governance-Struktur, also dem Verhältnis zwischen der Hochschule und ihren Betreibern, auch die Personalausstattung unter die Lupe genommen. Beides seien kritische Bereiche für die Frage, ob eine Universität oder Fach-

Fotos: Susanne Lencinas, Forschungszentrum Jülich

hochschule den Anspruch einer wissenschaftlich arbeitenden Hochschule erfüllen kann. Lobend erwähnt der Wissenschaftsrat die generell niedrige Studienabbruch-Quote im privaten Bereich (acht Prozent gegenüber 21 Prozent an staatlichen Hochschulen) und die „deutliche Serviceorientierung gegenüber den Studierenden“.

Doch die Akkreditierungsverfahren des Wissenschaftsrats zeigen auch immer wieder, wo es bei den Privaten noch hakt. Zuletzt hatte das Gremium im April 2015 über fünf private Hochschulen entschieden - und dabei etwa der Kühne Logistics University in Hamburg „erhebliche Defizite“ in der Hochschulverfassung bescheinigt, die die akademische Freiheit beeinträchtigten. In zwei weiteren Fällen, bei der SRH Hochschule für Wirtschaft und Medien Calw und der Cologne Business School (CBS), bemängelten die Prüfer die mangelnde personelle Ausstattung und verhängten Auflagen „zur Abdeckung der Lehre durch hauptberufliche professorale Lehrkräfte“. Mit anderen Worten: Die übliche Praxis vieler Privathochschulen, die zahlenden studentischen Kunden mit billigen Lehrbeauftragten abzuspeisen, muss aufhören. Auch müsse die Ausstattung mit Technik und Medien sowie in den Bibliotheken wissenschaftlichen Standards entsprechen und es müsse echte Forschung betrieben werden, so der Wissenschaftsrat - sonst sei die Akkreditierung gefährdet.

„Viele private Hochschulen beschränken sich auf relativ kostengünstige Fachbereiche und konzentrieren sich auf die Lehre“, hatte es allerdings auch schon 1998 in der Stellungnahme der Hochschulrektorenkonferenz geheißen. Und: „In vielen Fällen reicht das hauptberufliche Personal privater Hochschulen nicht einmal für ein angemessenes eigenes Studienangebot aus.“ Aus den Befunden leiteten die Chefs der staatlichen Universitäten klare Forderungen ab: So dürften sich Privathochschulen, wenn sie als Hochschulen anerkannt werden wollen, nicht auf Lehrangebote in eng begrenzten Fächern beschränken; und: „Private Hochschulen sollten prinzipiell auch privat finanziert werden.“ Forderungen, die auch 17 Jahre später immer noch hochaktuell sind.



DER AUTOR
Armin Himmelrath ist freier Bildungs-
und Wissenschaftsjournalist in Köln

KONTRA | PRIVATE HOCHSCHULEN

»Die Knappheit an öffentlichen Hochschulen ist künstlich«

Mojtaba Sadinam hat sein Studium an einer privaten Hochschule abgebrochen. Im Mai 2013 nannte er in einem Interview mit Spiegel Online als Grund, dass dort „eine Elite von naiven Automaten“ gezüchtet wird.

Harte Worte. Seiner Argumentation folgend sind private Hochschulen nicht isoliert von gesellschaftlichen Phänomenen wie Leistungszwang und Konkurrenz, die nach den letzten Hochschul- und Studienreformen auch an öffentlichen Hochschulen verstärkt Einzug halten.

Im Gegenteil: Private Hochschulen folgen peinlich genau den Mechanismen, die unser Bildungssystem konstituieren. In letzter Konsequenz, weil ihre Finanzierung davon abhängt.

Das wirkt sich nicht nur auf die Fächerkultur aus, sondern eben auch auf die Art und Weise, wie dort studiert werden kann. **Was nicht verwertbar ist, fliegt raus.**

Private Hochschulen werben oft mit der neuesten Technik und einem optimalen Betreuungsverhältnis. Alles Vorteile, die sich auch an öffentlichen Hochschulen durch eine bessere öffentliche Finanzierung herstellen ließen.

Die Knappheit an öffentlichen Hochschulen ist künstlich. Dahinter steht ein selten benannter politischer Wille: Öffentliche Hochschulen werden durch diese Verknappung gezwungen, sich der herrschenden Verwertungslogik zu unterwerfen.

Trotz dieser Entwicklung würde ich ein Studium an einer öffentlichen Hochschule jederzeit dem Studium an einer privaten Hochschule vorziehen.

Oder, um es mit den Worten von Sadinam zu sagen: **lieber „infrastrukturelle (...) als geistige“ Defizite in Kauf nehmen.**

Daniel Gaittet,
Mitglied im Vorstand des freien Zusammenschlusses von
studentInnenschaften (fzs)



Kleiner Grenzverkehr

STUDIERN IM AUSLAND Push-Faktor Nummer eins aus Deutschland weg ist nach wie vor der Numerus clausus. Aber warum gehen junge Deutsche zum Studieren so gerne nach Österreich, in die Niederlande und in die Schweiz?

TEXT: Jeannette Goddar ILLUSTRATION: Jan Rieckhoff

Heute musste sich Johannes Hapig mächtig beeilen, um es pünktlich in die Universität zu schaffen. Alles dauerte ein bisschen länger als sonst; schließlich stand er noch im Stau. Dafür hat der 24-Jährige, um von seiner Wohnung zu seinem Studentenjob zu kommen, aber auch das Land gewechselt. Und sogar die Europäische Union verlassen. Wenn er die Bibliothek, in der er arbeitet, verlässt, zahlt er seinen Kaffee in Fränkli. Seit drei Jahren pendelt er von Bad Säckingen in Baden-Württemberg nach Basel - um dort Deutsche Literaturwissenschaft und Philosophie zu studieren.

Der Einser-Abiturient ist kein NC-Flüchtling, und er hatte auch nicht unbedingt vor, im Ausland zu studieren. Aber dann hat er sich die Universitäten in Konstanz, Freiburg, Tübingen und Basel angeschaut. Und sich für Basel entschieden, was nur 20 Minuten von seinem Elternhaus entfernt liegt. Heute sagt er: „Seminare mit 80 Leuten gibt es hier nicht. Hier unterrichten genügend Dozenten und geben ausreichend Kurse für kleine Gruppen.“ Markus Diem, Studienberater an der Universität Basel, fügt, nicht ohne Ironie, hinzu: „Die Universität Basel hat das doppelte Budget der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Dafür ist sie auch doppelt so leer.“

Mit Johannes Hapig, der es „jederzeit wieder so machen würde“, hat es rund 14 000 weitere Deutsche zum Studieren in die kleine Schweiz - mit ihren hohen Lebenshaltungskosten, aber auch einem Spitzenarbeitsmarkt - gezogen. Für ein Land, in dem es nur elf Universitäten gibt, ist das viel. Auch in absoluten

Zahlen liegt die Schweiz auf Platz drei der Zielländer für deutsche Studierende: hinter Österreich mit 32 000 Deutschen und den Niederlanden mit 25 000. In allen drei Ländern steigt die Zahl der Studierenden; die Schweiz hat zudem in den vergangenen Jahren Großbritannien vom dritten Platz der Destinationen verdrängt.

Wer Deutschland verlässt, wählt also in aller Regel einen kleinen Weg ins Ausland, nicht die große weite Welt. „80 Prozent der Studierenden bleiben in der Nähe ihrer Familie“, erklärt Markus Diem, „das ist bei uns nicht anders als anderswo.“ „Die Leute gehen dahin, wo sie studieren können, was sie möchten - und sie bleiben in der Nähe“, konstatiert auch Peter Stegelmann, „so wie Sie in Österreich viele Studierende aus Süddeutschland finden, kommen in den Niederlanden die meisten aus Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen.“ Stegelmann ist Geschäftsführer der Beratungsfirma Edu-Con in Rheine, die Universitäten beim Hochschulmarketing und Studierende mit Auslandswünschen berät sowie mehrere einschlägige Websites betreibt (www.studieren-in-österreich.de, www.studieren-in-holland.de).

Push-Faktor Nummer eins aus Deutschland weg ist allerdings nach wie vor der Numerus clausus. Für Medizinstudierende ist es auch in den Nachbarländern schwer, angenommen zu werden (deswegen gehen so viele bis Ungarn); alle anderen haben in der Nähe weit bessere Chancen: Die meisten Schweizer Universitäten nehmen jeden mit einem Abitur, das besser als 2,5 ist oder mit einer deutschen Hochschulzulassung; Österreich führt in sehr beliebten Fächern

Aufnahmetests, unabhängig von der Matura-Note, durch. Anna Becker aus München, die gern Psychologie studieren wollte, zog es nach Wien - in eine extra angemietete Messehalle, vor deren Betreten sie wie am Flughafen einen Sicherheitscheck passieren musste. Sie bestand den Aufnahmetest, in dem eine Mischung aus Fachwissen, Logik, Problemlösungskompetenz und Englischkenntnissen abgefragt wurde. „Im Psychologie-Studium in Wien ist jeder Dritte aus Deutschland; die meisten, weil sie in Deutschland keinen Studienplatz bekommen hätten“, erzählt die 24-Jährige, die jüngst zum Masterstudium nach Deutschland zurückkehrte. In der Studierendenvertretung waren sogar nur Deutsche. Unstimmigkeiten oder Konflikte zwischen österreichischen und deutschen Studierenden, wie sie in den deutschen Zeitungen gern kolportiert werden - „Ihr Deutschen legt Eure Handtücher auf unsere Bibliothek-Stühle“, - hat sie nicht erlebt. „Warum auch?“, sagt sie, „insbesondere zwischen Süddeutschen und Österreichern ist die Ähnlichkeit viel zu groß.“ Und, ganz pragmatisch: „Denen, die mit mir studieren, habe ich ja keinen Studienplatz weggenommen.“

Was Österreich so attraktiv macht, ist das fast vollständige Fehlen von Studiengebühren. Die Lebenshaltungskosten sind vergleichbar mit Deutschland, die Jobsuche, sagt Becker, „teilweise sogar leichter“, die Mieten, nicht nur für jene, die wie sie aus München und Umgebung kommen, bezahlbar. Markus Diem in Basel sagt: „Wir erleben zurzeit einen regelrechten Boom von Studierenden aus München und Oberbayern - für sie ist die Schweiz gar nicht so teuer.“ Was sie, im Prinzip, doch ist: Schon ein Sandwich in der Mensa kostet umgerechnet 7,50 Euro, ein WG-Zimmer kann schon einmal mit mehr als 600 Euro im Monat zu Buche schlagen. Aber, sagt Johannes Hapig, „wer hier studiert, geht auch nicht für 7 Euro kellnern.“ Für seinen Job als studentische Hilfskraft gibt es 28 Franken in der Stunde; der Kurs liegt bei eins zu eins. Und wer, wie er, schlau ist, macht es so: Studiert und arbeitet in der Schweiz, wohnt, zahlt Steuern und ist krankenversichert in Deutschland. Die Studiengebühren in der Schweiz sind in den Kantonen und an den Universitäten verschieden. In den Niederlanden legt sie der Staat fest - und schraubt sie immer höher; zurzeit liegen sie bei 1950 Euro im Jahr. Als Katrin Uhlenbruck

32 000
Deutsche
studieren in
Österreich,
in den
Niederlanden
sind es
25 000
und in der
Schweiz
14 000.





2010 anfang, in den Niederlanden zu studieren, waren es noch rund 1200 Euro. „In Nordrhein-Westfalen hätte ich damals auch 1000 Euro zahlen müssen“, erzählt sie, „da war der Unterschied nicht so groß.“ Sie, die „irgendwas mit Medien“ machen wollte, schubste der NC aus dem Land - ins von Hamm nicht weit entfernte Nijmegen, wo sie einen Bachelor in Unternehmenskommunikation absolvierte. Besser als in Deutschland haben ihr vor allem die Wahlmöglichkeiten und die Betreuung gefallen: Innerhalb ihres Bachelors konnte sie jede angebotene Fremdsprache, aber auch Geschichte, Philosophie oder Politik als zweiten Schwerpunkt wählen. Zudem waren die Kurse klein. Und: Jeder Studiengang hatte einen „Studie Adviseur“, eine Vertrauensperson, die Studierenden bei Fragen zum Studium, aber auch bei Konflikten mit Dozenten half. Zwecks Unterbringung vermittelte eine Stiftung sie in eine WG in einem Studentenhaus. Das allerdings ist längst nicht immer so: „Amsterdam ist eine Katastrophe“ sagt Vera Hofmann, die am renommierten Sandberg-Institut der Gerrit Rietveld Academie einen Platz ergattert hat; für einen Master in dem einzigartigen Fach „Cure and Arts“, Heilen und Kunst. Um in Amsterdam zu wohnen,

blättert sie für sieben Quadratmeter 479 Euro hin. Sie hat auch schon einmal in einer Dachkammer gewohnt.

Das Auslands-BAföG mitzunehmen, berichten alle, sei in der Regel kein Problem - in den Niederlanden gab es bisher noch eine schlauere Möglichkeit: Wer 58 Stunden im Monat arbeitete und im Besitz einer „Bürgerservicenummer“ war, die es bei der Anmeldung gibt, hatte Zugang zu der „Prestatiebeurs“: einer Studienfinanzierung, deren Höhe vom Einkommen der Eltern abhängig ist und nur zurückgezahlt werden muss, wenn man das Studium nicht abschließt. Diese wird allerdings 2015 abgeschafft und durch einen Kredit ersetzt. Nach einem ähnlichen Prinzip funktionierte übrigens Katrin Uhlenbrucks Niederländisch-Kurs: 1900 Euro musste sie bezahlen - nach ihrem Abschluss bekam sie das Geld zurück. Dass sie, anders als die Mehrheit, in Englisch studiert, Niederländisch gelernt und in Niederländisch studiert hat, hat sich bewährt: Mit dem Master in Niederlande-Deutschland-Studien, einem gemeinsamen Studiengang der Universitäten in Münster und Nijmegen, den sie zurzeit absolviert, dürfte sie auch beruflich mit dem Land zu tun bekommen.

Illustration: Jan Rieckhoff

Foto: privat (Autorin)

»Die Leute gehen dahin, wo sie studieren können, was sie möchten – und sie bleiben in der Nähe«

Andere zieht es auch gerade wegen des Englischen in die Niederlande: „In Deutschland stand ein Studium für mich gar nicht zur Debatte. Mein Abi ist nicht toll, einen Studienplatz hätte ich kaum bekommen. Aber gereizt hat es mich auch nicht“, erzählt Carolin Nersmann (20). Nun, nach einem siebenmonatigen Aufenthalt in Neuseeland und Australien, surft sie doch durch das Internet, schaut sich Websites von Universitäten und Videos mit Erfahrungsberichten von Studierenden an - gemeinsam mit ihrer Freundin Annie Hovestadt, die in Den Haag Kommunikationswissenschaften studiert. Übrigens: Auch beim Auslandsstudium ist Mund-zu-Mund-Propaganda ein wichtiger Trigger. „Mir hat es im Ausland gefallen“, sagt Carolin Nersmann, „ich komme dort gut zurecht. Und ich glaube auch nicht, dass ich in Deutschland arbeiten will. Da ist es doch gut, wenn ich auch auf Englisch studiere.“

An niederländischen Universitäten ist das Englische fast verbreiteter als Niederländisch; einige Universitäten nahe der Grenze bieten sogar deutsche Studiengänge an. Grundsätzlich aber gilt: Dadurch, dass im Land eine andere Sprache gesprochen wird, ist auch manches nicht so einfach. Die Jobsuche ist schwieriger, und, sagt Katrin Uhlenbruck, „das ist schon Ausland. Und es fühlt sich auch so an.“ Einerseits. Andererseits: Jeder fünfte Deutsche bleibt anschließend. Seit die niederländische Regierung das herausbekommen hat, sind dort auch die Stimmen der rechtsliberalen Bildungspolitiker verstummt, die die deutsche Regierung an den Kosten beteiligen wollen. Schon wenn nur jeder zwanzigste bliebe, würde es sich volkswirtschaftlich rechnen, das Studium der nur

temporär Zugereisten mitzufinanzieren. Auch in Österreich sind Ausgleichszahlungen der deutschen Regierung immer wieder im Gespräch; ebenso die Wiedereinführung von Studiengebühren. Geschehen ist bisher nichts dergleichen. Peter Stegelmann rechnet in beiden Ländern mit weiter steigenden Zahlen: „Studierende interessieren sich nicht für Politik. Sie wollen zu vernünftigen Bedingungen studieren.“

Schweizer Universitäten, die als Nicht-EU-Bildungsstätten deutsche Studierende ganz anders behandeln könnten als schweizerische, tun das, außer bei Medizin-Studierenden, schlicht deshalb nicht, weil dort offenbar viel Platz ist. Allerdings stehen nach der aus ihrer Sicht erfolgreichen Volksinitiative „Gegen Masseneinwanderung“ der Schweizerischen Volkspartei ab 2017 Kontingente für Ausländer ins Haus. Die genaue Ausgestaltung ist noch unklar. Markus Diem bleibt fürs Erste gelassen: „Universitäten leben von der internationalen Vernetzung. Da wäre es absurd, ausländische Studierende auszusperren. Und auch vier von zehn Professoren sind Deutsche.“ Und, sagt er dann noch: „Die Subkultur Uni ist von der Subkultur Stammtisch glücklicherweise recht weit entfernt.“



DIE AUTORIN **Jeannette Goddar** arbeitet als freie Journalistin in Berlin und München. Die Schwerpunkte Schule, Hochschule, Migration und Interkulturelles begleiten sie seit Langem
» www.journalistenetage.de/jeannette-goddar

Mit dem Auslands-BAföG können sich die deutschen Studierenden im Ausland wesentlich entspannter auf ihr Studium konzentrieren.



MONIKA GÜNTHER, geboren in Dresden, Jahrgang 1956, Ausbildung zur Serviererin, seit 1990 bei der Humboldt-Universität zu Berlin, seit 1991 beim Studentenwerk Berlin in der Mensa HU Süd im ehemaligen Ostteil der Stadt.

»Auch heute noch arbeiten viele von damals hier. Probleme zwischen West- und Ostkollegen gab es nicht«

Menschen in der Mensa

SICHTWECHSEL Beide arbeiten seit vielen Jahren in der Mensa, die eine im Ostteil, die andere im Westteil Berlins: Monika Günther und Renate Geisler.

TEXT: Anja Schreiber **FOTOS:** Luise Wagener

10:50 zeigt die schwarz umrandete Uhr. Das große Rollgitter ist hochgezogen und gibt den Weg in die Mensa an der Technischen Universität (TU) Berlin frei. Es sind Semesterferien. Die 62-jährige Renate Geisler sitzt wie immer an ihrer Kasse. Sie hält Anträge von Besuchern in der Hand, die ihre Mensacard verloren haben und nun ihre Restbeträge erstattet bekommen wollen. Hochkonzentriert gibt sie die Zahlen in den Touchscreen ein.

Schon kommt der erste Gast, ein schlanker grauhaariger Mann im mittleren Alter. Renate Geisler wünscht „Guten Appetit“. „Vielen Dank, Frau Geisler“, erwidert er und gibt damit zu erkennen, dass er die Dame an der Kasse offensichtlich schon länger kennt. Und das in einer Mensa mit über 900 Sitzplätzen und täglich bis zu 6000 Gästen! Die blonde Frau in ihrem weißen T-Shirt mit dem Logo des Arbeitgebers ist schon seit 1974 beim Studentenwerk Berlin. Sie erlebte bisher etliche Generationen von Studierenden, technische Neuerungen, viele Veränderungen im Speisenangebot und nicht zuletzt die Wiedervereinigung vor 25 Jahren.

Geisler begann als Buffethilfe an der Freien Universität Berlin. „Eigentlich wollte ich nur sechs Wochen bleiben“, lächelt sie verschmitzt. „Doch daraus sind 41 Jahre geworden.“ Ursprünglich hatte die aus dem Stadtteil Schöneberg

»Eigentlich wollte ich nur sechs Wochen bleiben. Doch daraus sind 41 Jahre geworden«

stammende Berlinerin Schneiderin gelernt. Mode, das liegt ihr. Doch die konkrete Arbeit machte ihr wenig Freude. Für einen kleinen Betrieb in Berlin-Neukölln nähte sie Kleider nach Schema F. „Es war Fließbandarbeit.“ Deshalb hielt sie auch nichts in ihrem Beruf. „Damals suchte das Studentenwerk gerade Aushilfen.“

Auch Monika Günthers Weg ins Studentenwerk Berlin war nicht geplant. Ohne Wiedervereinigung wäre diese Institution sicherlich nie ihr Arbeitgeber geworden. Nach ihrer Berufsausbildung zur Serviererin, die mit dem Abitur kombiniert war, wollte sie anschließend studieren: „Ich hatte schon einen Studienplatz für Lebensmitteltechnologie, aber dann wurde ich schwanger“, berichtet Günther. So entschied sich die Sächsin, die auch heute noch an ihrem leichten Akzent zu erkennen ist, für die Familie und gegen den beruflichen Aufstieg.

Anfang der 1980er Jahre ging sie mit ihrem Mann nach Berlin und arbeitete zuerst als Wirtschaftsleiterin in einer Kita, die auch ihre Kinder besuchten. Als diese dann größer wurden, orientierte sich Günther noch einmal um. Die damalige Professorenmensa der Humboldt-Universität (HU) zu Berlin suchte 1990 Ersatz für Mitarbeiter, die im Westen geblieben waren. Günther bewarb sich und wurde als Kellnerin eingestellt.

Zuerst war sie Mitarbeiterin der Humboldt-Universität, wurde dann aber 1991 vom Studentenwerk Berlin übernommen. Ein großer Einschnitt war das nicht. Personell veränderte sich vorerst wenig: „Auch heute noch arbeiten viele von damals hier“, betont Günther. „Probleme zwischen West- und Ostkollegen gab es nicht.“ Was sich dagegen relativ schnell änderte, war die Ausstattung der Küche und das kulinarische Angebot.

Heute sitzt Monika Günther - wie ihre Kollegin aus der TU-Mensa - an einer Mensakasse. Ihr Arbeitsort ist wie vor 25 Jahren das altehrwürdige Hauptgebäude der Humboldt-Universität, das Mitte des 18. Jahrhunderts als Palais des Prinzen Heinrich erbaut worden ist. Das Äußere des spätbarocken Gebäudes wirkt fast unverändert. Doch es hat sich viel getan. Zur Zeit der Wende arbeitete Monika Günther als klassische Kellnerin. Denn die Professorenmensa war kein Selbstbedienungsbetrieb, sondern ein Restaurant, in dem die Gäste à la carte



RENATE GEISLER, geboren in Westberlin, Jahrgang 1952, Ausbildung zur Schneiderin, seit 1974 beim Studentenwerk Berlin, arbeitet in der TU-Mensa im ehemaligen Westberlin.

»Die Studierenden heute sind unglaublich freundlich, weit mehr als die Generationen davor«

bestellten und auch am Tisch bezahlten. Die Kalbsleber kostete elf D-Mark. „Studierenden war das natürlich zu teuer. Unter unseren Gästen waren viele Professoren, aber auch Menschen, die in der Nähe arbeiteten.“

Die Professorenmensa gibt es nicht mehr. Heute ist in ihr die Coffeelounge „c.t.“ eingerichtet. Erst 2014 wurden die Räume rundum saniert: Das zarte Grau der Wände, das frische Parkett und die edlen Sessel strahlen schlichte Eleganz aus. Was an die alten Zeiten erinnert, sind die überdimensionalen vielarmigen Leuchter aus Messing und weißem Glas. „Die gab es schon zu DDR-Zeiten“, lächelt Günther. Sie hat auch heute noch in den Räumen zu tun. Denn hin und wieder steht sie hinter der Marmor-Theke, bedient die „Luxus-Kaffeemaschine“ aus Chrom und verkauft Cookies. „So edel sah das hier vor 25 Jahren natürlich nicht aus“, bemerkt sie trocken und verweist auf die Kamin-Nachbildung an der Seitenwand mit weiß marmoriertem Sims.

Günther denkt gerne an die Wendezeiten zurück, in denen die Professorenmensa oft ein Ort hochkarätiger Veranstaltungen war. Auf einer war Altkanzler Helmut Schmidt als Redner geladen. „Veranstaltungen zu organisieren, hat mir immer großen Spaß gemacht“, erinnert sich Günther wehmütig.

Im Jahr 1999 wechselte sie den Arbeitsplatz. Sie wurde zur Leiterin der Cafeteria im Hauptgebäude befördert. Doch 2007 endete diese Tätigkeit: Die Cafeteria wurde zur Coffeebar. „Meine Leitungsfunktion schrumpfte, ein eigenes Büro hatte ich nicht mehr.“ Das Jahr 2014 brachte für die Studentenwerksmitarbeiterin noch einmal eine große Veränderung mit sich: Die neue Mensa HU Süd war nach jahrelanger Bauzeit endlich fertig. Günther wurde dorthin an die Kasse versetzt. Heute arbeitet sie auch noch im Personalrat und hat einen Blick für die Bedürfnisse der Kollegen.

Auch Renate Geisler war an verschiedenen Orten eingesetzt: erst an der Van't-Hoff-Straße, dann an der Zahnklinik der Freien Universität Berlin. 1983 kam sie zur TU-Mensa. „Ich wollte wegen meiner Kinder weniger arbeiten und übernahm die Milchbar in der Mensa.“ An dem Stand gab sie Milch, Joghurt, Eis und Brötchen aus. Doch nicht nur ihre Einsatzorte änderten sich, sondern auch das Bezahlsystem. In den 1970er Jahren knipste sie – ähnlich einem Schaffner – noch Karten, die die Studierenden

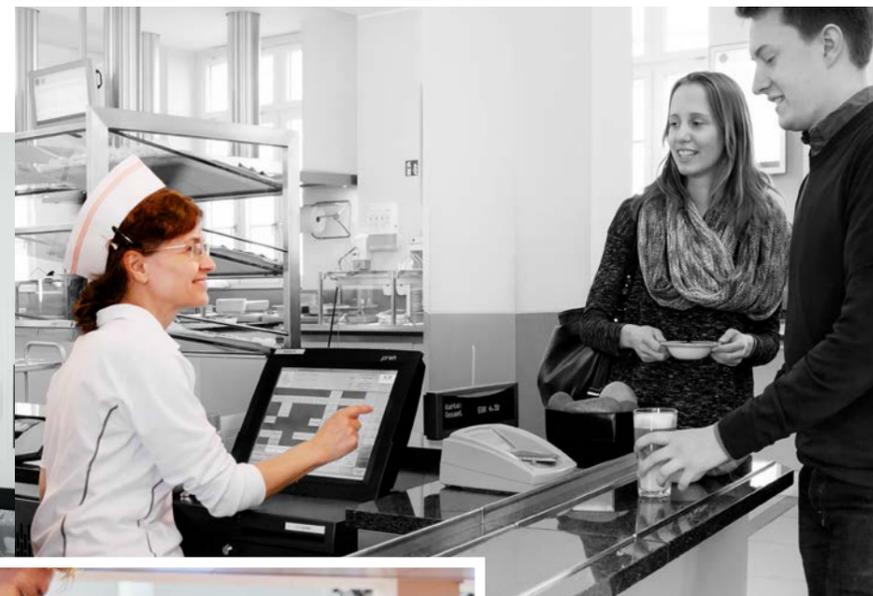
zuvor erworben hatten. Bis Mitte der 1980er Jahre verkaufte sie Essensmarken. „Milchprodukte bezahlten die Gäste noch bar.“

Dann kam die große Umstellung: Die Essensausgabe an der TU-Mensa wurde umgebaut und die sogenannten Girovend-Karten eingeführt. Ab sofort konnten die Gäste bargeldlos bezahlen. „Jedes Essen hatte nun eine Nummer, die wir in die Kasse eingeben mussten. Sich so viele Nummern zu merken, war eine echte Herausforderung.“

Inzwischen gibt es Kassen mit Touchscreen und das Bezahlsystem ist bargeldlos. Die Gäste laden ihre Mensakarten am Automaten auf. „Sie können uns auch eine Einzugsermächtigung geben, dann haben wir an den Kassen die Möglichkeit, die Mensacard automatisch vom Konto des Mensabesuchers aufzuladen. Das bedeutet für uns Kassiererinnen, dass wir bei Abschluss eines Vertrags oder wenn eine Karte verloren geht sehr sorgfältig arbeiten müssen, egal, wie lang die Schlange der Wartenden ist.“

Wenn Renate Geisler so über die Veränderungen in den vergangenen vier Jahrzehnten nachdenkt, fällt ihr auf, dass sich die Wende auf ihren Beruf als Kassiererin nicht ausgewirkt hat. „Es gab nie Probleme. Natürlich gab es Diskussionen, weil die Kollegen im Osten zuerst wesentlich weniger verdienten als die im Westen.“ Mit einer Kollegin aus dem Osten verbindet sie eine jahrelange private Freundschaft. „Wir sind beide Eishockeyfans.“

Was sich verändert hat, ist natürlich das Essensangebot. „Noch in den 1980er Jahren konnten die Mensabesucher nur zwischen drei Gerichten wählen. An vegetarisches oder gar veganes Essen hat da-



»So edel sah das hier vor 25 Jahren natürlich nicht aus«

mals noch keiner gedacht. Heute ist das Standard. Selbstbedienung war auch noch kein Thema, die kam erst 2005“, berichtet Geisler. Inzwischen können sich die Gäste ihre Mahlzeit selbst zusammensetzen. Neben den Hauptgerichten stehen allein neun Beilagen zur Auswahl.

Heute gibt es neben einem Kartoffelauflauf, Ingwer-Möhren mit scharfer Kokossauce und Thüringer Rostbratwurst noch Beilagen wie Spinat, Thymiankartoffeln, Paprikareis, Pommes frites und mehr. Auch Vorspeisen, frische Salate, Desserts wechseln täglich. „Unsere Gäste dürfen sich von den Sättigungsbeilagen ruhig reichlich nehmen, damit ist das Studentenwerk großzügig“, lächelt Geisler. Ihr ist der Spaß an ihrer Arbeit anzumerken. So hilft sie gern, wenn ein ausländischer Studierender beim ersten Aufladen der Mensacard Schwierigkeiten hat.

Geisler: „Ein freundliches Wort zwischendurch ist mir ganz wichtig.“ Schwer fällt ihr das nicht. Denn sie mag „ihre“ Mensagäste. Besonders die jungen Leute liegen ihr am Herzen: „Die Studierenden heute sind unglaublich freundlich, weit mehr als die Generationen davor.“ So kommt es schon einmal vor, dass ein Mensabesucher unter den Kassiererinnen Kekse verteilt. Kleine Gespräche über die vergangenen Ferien, die letzte Prüfung oder die gerade überstandene Grippe gehören einfach dazu, während Geisler auf den Touchscreen tippt. Und so ganz nebenbei erfährt die gelernte Schneiderin, was modisch angesagt ist. „Ich schaue gerne genau hin, was die jungen Leute heute tragen. Denn mein Interesse an Mode ist geblieben.“

Auch Monika Günther liebt den Kontakt zu Menschen. Gerade eben kommt ein Student mit Kurzhaarschnitt zu ihr an die Kasse. Sie lächelt: „Na, waren Sie beim Frisör?“ „Ja“, antwortet der junge Mann verlegen. „Gefällt es Ihnen?“ „Na ja, etwas bieder“, lacht Günther. Und auch der frisch Frisierte muss lachen. „Viel kann ich ja mit den jungen Leuten nicht reden. Nur zwei oder drei Sätze. Aber das ist mir wichtig.“ Und den Mensagästen auch. Diese erkennen sie, wenn sie „in Zivil“ auf dem Weg zum Bahnhof Friedrichstraße ist und grüßen freundlich.

Fotos: Luise Wägener, privat (Autorin)



DIE AUTORIN

Anja Schreiber ist freie Journalistin mit den Schwerpunkten Studium, Beruf und Karriere

Studierenden-Service 2.0

BERATUNG Damit man sich auf der Suche nach Zuständigkeiten und Antworten nicht verläuft, liefern Studentenwerke und Hochschulen schnelle und umfassende Information mit wenig Bürokratie und viel Kundenfreundlichkeit.

TEXT: Klaus Heimann

Mit so viel Lob hatte Siegfried Engl, Chef des „Info-Service Studium“ an der Freien Universität (FU) Berlin, nicht gerechnet. Seit 15 Jahren arbeitet er an der Verbesserung des Studierenden-Service, die mit dem Sommersemester 2015 erst einmal abgeschlossen ist. Der gründliche Umbau ist nach Einschätzung der Studierenden ganz offensichtlich gelungen. „Was für ein hervorragender Service - ich bin beeindruckt“, sagt Studentin Anne. „Mit einer so zügigen Antwort hätte ich nicht gerechnet“, kommentiert Markus den Online-Service. Gersiana bewertet die Qualität der Ratschläge: „Ich habe noch nie eine bessere Antwort bekommen.“ Und auch Kristinas Kommentar ist eindeutig: „Danke, super Service, Antwort in Rekordgeschwindigkeit.“

Die Hochschul-Bürokratie zu bewältigen, das ist eine harte Nuss für jeden Studierenden. Und seit der Bologna-Reform ist das nicht einfacher geworden. Der Verwaltungsaufwand ist gewachsen. Für den Studienplatz sind gleich zwei Bewerbungen notwendig: einmal für das Bachelor-Studium und für viele auch noch für das Master-Studium. Hinzu kommen das akribische Sammeln von Credit-Points (ECTS) und die vielen Prüfungen. All das hat auch eine bürokratische Seite. Die Hochschule ist ein extrem komplexes System: viele vorgeschriebene Verwaltungswege, wenig persönlicher Kontakt. Auf der Suche nach Zuständigkeiten und Antworten kann man sich schnell verlaufen.

Trotzdem: Die Hochschulen sind keine Servicewüste. Studierende in endlosen Schlangen, lange Wartezeiten in hässlichen Fluren vor verschlossenen Türen - das gibt es heute an fast keiner Hochschule mehr. Das belegen auch die Ergebnisse des Studien-



»Studierende, die sich in einer ziemlich anonymen Organisation bewegen, suchen nach Gesichtern, nach Menschen, an die sie sich wenden können«

Petra Mai-Hartung,
Geschäftsführerin des
Studentenwerks Berlin

qualitätsmonitors. Das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) in Hannover und die Konstanzer AG Hochschulforschung messen seit 2007 regelmäßig die Zufriedenheit der Studierenden. Bei den Beratungs- und Serviceleistungen gibt es Werte von 60 Prozent-Punkten. Knapp zwei Drittel der Studierenden sind zufrieden, das kann sich sehen lassen. Aber: Es gibt noch Luft nach oben.

Viele Hochschulen haben das erkannt, organisieren die Verwaltung und die Beratung der Studierenden um. Unter dem Stichwort „Studierenden-Service-Center 2.0“ bündelt das HIS Institut für Hochschulentwicklung e. V. die unterschiedlichen Konzepte und Debatten. Nach Einschätzung von Steffen Doerk, Fachreferent beim HIS Institut für Hochschulentwicklung in Hannover, ist jetzt bereits die „zweite Generation von Service-Centern in die Praxisphase gestartet“. Sie wollen mit weniger Bürokratie auskommen, mehr Kundenfreundlichkeit bieten, schnelle und umfassende Informationen liefern: „Die Grundidee, ‚one face to the customer‘, bleibt unverändert.“

Fast alle Hochschulen setzen inzwischen auf IT-gestützte Systeme wie das Campus Management: Anmeldung zu Lehrveranstaltungen, Überblick über gesammelte ECTS-Punkte, Registrierung zu Prüfungen, Noten-Abfrage, WLAN-Zugang. „Jeder Studierende braucht seinen Account. Nach der Immatrikulation erhält jeder einen Brief mit dem Zugangscode zu diversen IT-Systemen“, berichtet Engl: „Ohne ein eigenes IT-Konto kann eigentlich niemand mehr studieren.“ Gestartet sind viele Hochschulen, so auch die FU Berlin, mit der Einführung von Call-Centern.

85 % aller
Anfragen können
direkt im Call-Center
oder im Frontoffice
geklärt werden.

Das Studie-
service-Center
Itlissstraße 4

Das Service-Center (SSC) in der Itlissstraße 4 in Berlin ist das Eingangstor zur FU, die zentrale Anlaufstelle für alle Studierenden. Jetzt sind das Büro „Info-Service Studium“, die Zentraleinrichtung Studienberatung, die psychologische Beratung und das Büro für Internationale Studierendenmobilität vereint in der Hausnummer 4. Im Empfangsbereich integriert ist auch das Studentenwerk Berlin mit zeitlich begrenzter BAföG-Beratung. Eine viel besuchte Anlaufstelle. Die Studierendenverwaltung ist direkt gegenüber in der Itlissstraße 1. Und das alles mit U-Bahn-Anschluss.

Für Petra Mai-Hartung, Geschäftsführerin des Studentenwerks Berlin, ist die Präsenz in den Berliner Service-Centern selbstverständlich: „Wir machen dort vorrangig BAföG-Beratung, das ist für die Studierenden ein ganz wichtiges Anliegen.“ Die Dienstleistung wird gerne angenommen: „Den Antrag auszufüllen ist ja keine Sache, die so richtig Spaß macht“, erklärt Mai-Hartung. Die Zusammenarbeit mit den Hochschulen funktioniert ausgesprochen gut. „Ihr Wunsch ist es, noch mehr Studentenwerk vor Ort in der Beratung zu haben. Am liebsten jeden Tag, was wir aber nicht leisten können.“ Eine Ausweitung des Beratungsengagements scheitert am Geld. „Für diese Aufgabe gibt es vom Land Berlin keine Unterstützung“, erläutert die Chefin des Studentenwerks Berlin. Dennoch ist ihr eine gute Beratung wichtig: „Studierende, die sich in einer ziemlich anonymen Organisation bewegen, suchen nach Gesichtern, nach Menschen, an die sie sich wenden können.“

Ansprechpartner im SSC in Berlin sind auch die 45 studentischen Mitarbeiter. Sie beantworten mündlich, telefonisch, per E-Mail oder im Chat Fragen zu Studienangebot, Bewerbung, Auslandsaufenthalt oder zum Hochschulwechsel. Und das jeden Tag von 9:00 bis 17:00 Uhr, freitags etwas kürzer, bis 15:00 Uhr. E-Mail-Anfragen sind innerhalb von 24 Stunden zu beantworten. 250 000 Anfragen gehen so im Jahr an der FU Berlin ein. Ein tiker Punkt ist die Trennung in Standardauskünfte und Beratungen, die Expertenwissen erfordern. 85 Prozent aller Anfragen können direkt im Call-Center oder im Frontoffice geklärt werden. E-Mail-Anfragen sind innerhalb von 24 Stunden zu beantworten, so die Vorgabe für die Mitarbeiter. Insgesamt sind rund 100 Personen im Einsatz.

Nicht viel anders geht es an der Universität Leipzig zu. In der Goethestraße 6 steht das von Universität Leipzig und Studentenwerk Leipzig gemeinsam be-

Fotos: Katrin Meicher, privat (Autor)

Knapp 2/3
der Studierenden
sind nach Informa-
tionen des Studien-
qualitätsmonitors
mit den Beratungs-
und Serviceange-
boten an den Hoch-
schulen zufrieden.

triebene Stu-
service Zentrum
zentrale Ange-
dacht für alle
ressenten, Be-

Studenten Ser-
vice (SSZ). Das
bot ist ge-
Studieninter-
werber und
Studierenden der Universität. „Dazu sind alle Informa-
tions- und Beratungsangebote der Zentralen Studienberatung und des Studentensekretariats der Universität zusammengeführt. Wir bieten BAföG-Service, Sozialberatung, Mensakartenservice, Semesterticketinformationen und allgemeine Informationen zu unseren Angeboten für alle Leipziger Studierenden an“, berichtet Andrea Diekhof, Geschäftsführerin des Studentenwerks.

Die Pluspunkte für ein gemeinsames SSZ liegen auf der Hand: Es erspart viele Wege und liefert einen besseren Überblick. „Für Studentenwerk und Hochschule bietet die räumliche Nähe im SSZ den Vorteil einer besseren Zusammenarbeit und Vernetzung“, so die Erfahrung von Diekhof.

Eberhard Hoffmann, Geschäftsführer des Studentenwerks Hannover, erinnert sich an die Entstehung des ServiceCenters an der Leibniz Universität Hannover: „Zunächst gab es eine Bestandserhebung im Studentenwerk und an der Universität. Wir wollten wissen, wer sich jenseits der Lehre um studentische Angelegenheiten kümmert. Dabei ist zum Beispiel herausgekommen, dass es acht Einrichtungen gab, die sich um ausländische Studierende kümmerten, ohne dass sie so richtig voneinander wussten.“

Das war einer der Anlässe, um das „Gesamtkunstwerk Studium“ anders aufzustellen. Damals machten sich Studentenwerk und Leibniz Universität Hannover auf den Weg zu einem integrierten ServiceCenter. Für Hoffmann haben sich drei Informationskanäle bewährt: Internetauftritt, Hotline und das integrierte Beratungszentrum „mit seiner Allzuständigkeit“. Inzwischen erweitern einige diesen Dreiklang im Service-Angebot um offizielle Hochschul-Apps. So etwa die Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Die App 2go hilft den Studierenden bei den täglichen Abläufen auf dem Campus: Die Noteneinsicht ist jetzt überall möglich. Der Speiseplan der Mensa ist integriert. Ausgeliehene Bücher können bequem von unterwegs verlängert werden, und die Suche nach Veranstaltungen und Personen ist ebenfalls schnell erledigt.

Apps sind ein weiterer Schritt, um das Bürokratiemonster Hochschule zu zähmen. Es ganz abzuschaffen, das schafft wohl niemand.



DER AUTOR
Klaus Heimann ist freier Journalist in Berlin und nimmt sich Themen aus der Bildungs- und Arbeitswelt vor » kl-heimann@t-online.de



»Wir wollten wissen, wer sich jenseits der Lehre um studentische Angelegenheiten kümmert. Dabei ist zum Beispiel herausgekommen, dass es acht Einrichtungen gab, die sich um ausländische Studierende kümmerten, ohne dass sie so richtig voneinander wussten«

Eberhard Hoffmann,
Geschäftsführer des
Studentenwerks Hannover



»Für Studentenwerk und Hochschule bietet die räumliche Nähe im SSZ den Vorteil einer besseren Zusammenarbeit und Vernetzung«

Andrea Diekhof, Geschäftsführerin des Studentenwerks Leipzig

Aufgetischt und abgelichtet

HINTER DER KULISSE Sie fotografieren Alltägliches und machen damit sichtbar, was man schnell übersieht: PictuRegensburg. Die Kulturförderung des Studentenwerks Niederbayern/Oberpfalz unterstützt diese Gruppe studentischer Fotografen bei ihren Projekten. Aktuell hatten die Studierenden die Möglichkeit, in der Mensa Uni Regensburg einmal durch die Linse zu schauen - und das zur Sturmzeit, mittags. Wie spannend Großküchen aussehen können, haben die sieben Hobbyfotografen, die alles außer Fotografie studieren, bewiesen. Unter Einhaltung aller Hygienemaßnahmen, ausgestattet mit Kochmütze, damit kein Haar in die Suppe fällt, lassen die Studierenden überdimensionierte Küchengeräte, Spülstraße - durch die locker 5 000 Teller und Bestecksets am Tag gefahren werden - und Berge von Reis großartig aussehen. An dem fotografischen Blick hinter die Kulisse können jetzt alle bis zum Semesterende teilhaben: in einer Ausstellung in der Mensa Uni Regensburg. [ml](http://www.stwno.de)
» www.stwno.de



Markus Freitag



Markus Freitag



Markus Freitag, Student der Mathematik und Physik, Lehramt



Sebastian Nagler, Student der Psychologie



Veronika Freitag, Studentin der Medienpädagogik



»Ich unterscheide zwischen Menschen, die groß werden wollen, indem sie etwas Großes leisten, und denjenigen, die groß werden wollen, indem sie andere klein machen«

Wolfgang Tiefensee

Der Mann für Zwischentöne

WOLFGANG TIEFENSEE Er ist wieder da. Als Wirtschafts- und Wissenschaftsminister in Thüringen.

TEXT: Tilmann Warnecke FOTOS: Kay Herschelmann

Tritt man in das Büro von Wolfgang Tiefensee, fällt der Blick zunächst auf das Regal. Dort steht ein großes, fast historisch anmutendes technisches Gerät, das direkt aus einem Industrie-Museum stammen könnte. „Ein Hebdrehwähler“, erklärt Tiefensee. Als die Telefonie in der DDR noch manuell vermittelt wurde, habe dieser die Verbindung zwischen eingehenden und ausgehenden Leitungen hergestellt.

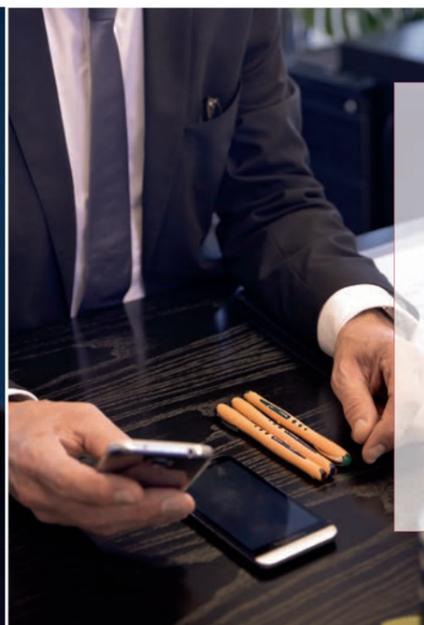
Tiefensee hat den Hebdrehwähler seit Jahren im Büro stehen, er erinnert ihn an seine Zeit der Berufstätigkeit in der DDR, als er im Fernmeldewerk Leipzig arbeitete. Bodenständig, vermittelnd und gerne die Dimension der Geschichte berücksichtigend: So sieht sich Wolfgang Tiefensee wohl auch selber gern. Seit Ende des vergangenen Jahres kann er wieder in hervorgehobener Position wirken: Als Wirtschafts- und Wirtschaftsminister der neuen rot-rot-grünen Regierung in Thüringen. Gerechnet hatten damit wohl nur wenige.

Tiefensee, der in diesem Jahr 60 Jahre alt geworden ist, war zuvor tief gefallen. Einst galt er als großer Hoffnungsträger der Sozialdemokratie in Ostdeutschland. Als Oberbürgermeister von Leipzig modernisierte er die Messestadt, machte sie zur Boomtown. Unvergessen ist bis heute sein Auftritt vor dem Nationalen Olympischen Komitee, als er höchstselbst auf dem Cello vorspielte, um die Bewerbung seiner Stadt für die Olympischen Spiele zu unterstreichen. Eine emotionale Meisterleistung, mit der das kleine Leipzig große Bewerber wie Frankfurt am Main und Hamburg ausstach.

Retrospektiv gesehen wendeten sich indes bereits mit dem größten Triumph die Geschicke. Zwar wurde Tiefensee noch einmal mit großer Mehrheit in Leipzig wiedergewählt, die Olympia-Bewerbung jedoch scheiterte, ebenso einige Leipziger Großprojekte. Sein Wechsel in die Bundespolitik schließlich endete in einem großen Desaster. Als Bundesverkehrsminister in der ersten Merkel-Regierung verlor er sich an der Privatisierung der Bahn. In den vergangenen Jahren war er nur mehr einfacher Bundestagsabgeordneter. Selbst die Genossen in Thüringen waren daher überrascht, als er sein neues Amt Ende November 2014 übernahm.

Mehrere Faktoren dürften eine Rolle gespielt haben. Nicht nur war schnell klar, dass die Landes-SPD nach der krachenden Niederlage bei den Wahlen (sie kam nur auf 12,4 Prozent) einen Neuanfang in den eigenen Reihen wollte. Auch brauchte die SPD ein politisches Schwergewicht an der Spitze, um sich als Juniorpartner in einer Landesregierung zu behaupten, die erstmals nach der Wiedervereinigung von den Linken geführt wird.

Tiefensee, der einst bei der NVA den Dienst an der Waffe verweigerte und sich in der ostdeutschen Bürgerbewegung engagierte, steht hier für die Distanz zum DDR-Regime, die für die Sozialdemokraten essenziell ist. Die Aufarbeitung der DDR-Alltagsdiktatur durch die Linke zu befördern, sei einer der Gründe gewesen, nach Thüringen zu wechseln, sagt Tiefensee: „Ich stehe mit meiner Biografie dafür, dass die Aufarbeitung vorankommt. Vielleicht strahlt das auf ganz Deutschland aus.“ Und natürlich reizt ihn, Thüringen, „dieses so wunderbare, interessante und



ZUR PERSON

Wolfgang Tiefensee ist seit April 2015 in der rot-rot-grünen Regierung von Bodo Ramelow Minister für Wirtschaft und Wissenschaft im Thüringer Ministerium für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft. Der 60-jährige Diplom-Ingenieur für Elektrotechnik aus Gera erwarb nach dem Abitur zuerst seinen Facharbeiterabschluss für Nachrichtentechnik. Er wurde 1994 Bürgermeister und Beigeordneter für Jugend, Schule und Sport der Stadt Leipzig; 1995 trat er in die SPD ein. Von 1998 bis 2005 war Wolfgang Tiefensee Oberbürgermeister der Stadt Leipzig, von 2005 bis 2009 übernahm er das Amt des Bundesministers für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung und war Beauftragter der Bundesregierung für die neuen Bundesländer; von 2009 bis 2014 gehörte er dem Deutschen Bundestag an. Wolfgang Tiefensee ist Hobby-Cellist und hat vier Kinder.

gut aufgestellte Land“, weiterzubringen. Die Kombination von Wissenschaft und Wirtschaft sei da „ideal“: Innovationen an der Schnittstelle zwischen Hochschulen und Unternehmen prägen ein modernes Land - „es ist richtungsweisend, dass wir diese beiden Ressorts in ein Ministerium gelegt haben“.

Zwar wird Tiefensee für gemeinhin mit Leipzig in Verbindung gebracht, seine Familie ist früh dort hinge-zogen, gleichwohl bedeutet Thüringen eine Rückkehr zu seinen Wurzeln. Tiefensee ist in Gera geboren. Sein Bruder ist seit Langem Philosophie-Professor an der Universität Erfurt, ein sehr guter Freund wohnt ebenfalls in der Landeshauptstadt. Der Brückenschlag zwischen Wirtschaft und Wissenschaft ist ebenso in seiner Biografie angelegt: An der damaligen Technischen Hochschule Leipzig arbeitete er zwischen 1986 und 1990 als Entwicklungsingenieur. „Die Erfahrungen von damals kann ich auch auf meine heutige Arbeit übertragen.“

Nun ist die Ressort-Kombination von Wissenschaft und Wirtschaft eher selten. In der Wissenschaft kann das Koppeln mit der Wirtschaft auch Ängste hervorrufen: Läuft man dadurch nicht endgültig Gefahr, Forschung allzu sehr als angewandte Forschung zu begreifen?

Darauf angesprochen, lacht Tiefensee kurz auf - es ist ein verständnisvolles Lachen, wohlgemerkt. „Ich war keine drei Stunden in Thüringen, da ist mir das vermittelt worden.“ An seinem ersten Arbeitstag ist er deswegen sofort nach Ilmenau gefahren, zum Chef der Landesrektorenkonferenz; kurzfristig wurde ein Treffen

aller Landesrektoren einberufen. „Ich habe beide Gespräche genutzt, um allen Befürchtungen den Wind aus den Segeln zu nehmen.“

Seiner Meinung nach sind es auch gar nicht die Hochschulen, die sich mehr um die Wirtschaft bemühen müssen: „Sämtliche Hochschulen und Forschungseinrichtungen in Thüringen sind sehr aktiv, was die Vernetzung angeht.“ Der Nachholbedarf bestehe vielmehr bei den kleinen und mittleren Unternehmen, die sich oftmals in geringerem Maße Gedanken über die Innovationen ihrer Produkte und Arbeitsprozesse machten. „So gilt es weniger, die Hochschulen für Kooperationen aufzuschließen, als bei der Wirtschaft dafür zu werben.“ Er will Existenzgründungen fördern, Innovationspreise ausschreiben. Thüringen will er zu einem der führenden Standorte der „Industrie 4.0“ machen.

Nun ist Tiefensee in eine Wissenschaftslandschaft im Wandel gekommen. Wie überall in Ostdeutschland müssen auch die thüringischen Hochschulen kürzen, der demografische Wandel und die Schuldenbremse zwingen sie dazu. Allein die Friedrich-Schiller-Universität Jena muss 125 Vollzeitstellen streichen, darunter voraussichtlich 20 bis 25 Professuren.

Tiefensee will jetzt Planungssicherheit für die Hochschulen - und fordert gleichzeitig eine weitere Profilierung der Standorte. Die thüringischen Hochschulen sollen zudem noch mehr mit denen in Sachsen und Sachsen-Anhalt kooperieren. Ebenso ist Tiefensee Internationalität wichtig. Gerade kommt er von der 50-Jahr-Feier der Slowakisch-Technischen Universität, die eng

Fotos: Kay Herschelmann

Fotos: Kay Herschelmann, Kai-Uwe Heinrich/Tagesspiegel (Autor)

mit der Technischen Universität (TU) Ilmenau verbunden ist. Tiefensee lobt die 130 Partnerschaften der TU, bis hin nach Indonesien: „Das müssen wir weiter intensivieren.“

Die Bedingungen müssten für die Hochschulmitarbeiter, genauso wie für die Studierenden, verbessert werden, sagt Tiefensee. Thüringen will daher einen Teil der frei gewordenen Bafög-Mittel verwenden, um Studierendenwohnheime zu sanieren - bis zum Jahr 2019 sollen dafür 15 Millionen Euro bereitstehen. Von den 67 Wohnheimen können so 17 saniert werden, auf der Liste stehen Wohnheime in Jena, Erfurt und Weimar genauso wie in Nordhausen. Mittelfristig würden sogar 40 Millionen Euro gebraucht, um den Investitionsstau bei bezahlbarem Wohnraum aufzulösen, sagt Tiefensee. Zudem sollen als nächstes Lösungen für die Mensen an den Hochschulen gesucht werden: „Hier besteht ebenfalls ein erheblicher Sanierungsbedarf.“

Als ein wenig kontraproduktiv dürften es Studierende indes empfinden, dass sich Tiefensee für besonders forschungsstarke Wissenschaftler eine Reduzierung des Lehrdeputats vorstellen kann. Tiefensees will die Abwanderung junger Fachkräfte aus Thüringen stoppen. Maßnahmen sind auf den Weg gebracht, um die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses zu verbessern. Bis zum Jahr 2020 will das Land 37,5 Millionen Euro ausgeben, um ein Förderprogramm fortzusetzen.

Gegen die gängigen Mechanismen der Machtpolitik habe er tiefe Aversionen - so wird Tiefensee von Beobachtern in Politik und Medien immer wieder beschrieben. Solange er in Leipzig Erfolg hatte, wurde ihm das als Stärke ausgelegt. Als straukelnder Bundesverkehrsminister jedoch galt das als seine größte Schwäche. Nachvollziehen kann Tiefensee diese Charakterisierung nicht: „Wer politisch tätig ist, muss natürlich mit dem Begriff der Macht umgehen.“ Eine große Distanz habe er allerdings zu dem Intrigenspiel, um andere zu Fall zu bringen. „Ich unterscheide zwischen Menschen, die groß werden wollen, indem sie etwas Großes leisten, und denjenigen, die groß werden wollen, indem sie andere klein machen.“ Die letzte Kategorie begegne einem „immer einmal wieder“, fügt Tiefensee hinzu - in einem abschätzigen Tonfall, der keine Fragen offen lässt.

Eine andere wiederkehrende Zuschreibung nimmt er dagegen gerne an: Pragmatisch sei er, immer um einen Kompromiss bemüht. Er erzählt dazu eine Anekdote aus seiner Kindheit. „Schon als ich zehn Jahre alt war, hat meine Mutter gesagt: Der Wolfgang wird einmal Diplomat.“ Aus der thüringischen Wissenschaftsszene ist bisher viel Positives über ihn zu hören. Dass er schon

wenige Tage nach Amtsantritt jeder der zehn Hochschulen einen Besuch abstattete, hat Eindruck hinterlassen. „Er hat seine Hausaufgaben gemacht“, heißt es etwa aus der Friedrich-Schiller-Universität Jena, der größten Hochschule des Landes.

Wird sich die erste Zuneigung verfestigen? Schon bald dürfte es eine richtungsweisende Entscheidung geben - wenn der thüringische Haushalt für das kommende Jahr verhandelt wird. Schon die Vorgängerregierung versprach den Hochschulen, nach den Kürzungen der vergangenen Jahre könnten sie bei den staatlichen Zuschüssen ab 2016 mit einem Zuwachs von vier Prozent rechnen. Tiefensee bekräftigt, er stehe dazu: „Drei Prozent Aufwuchs bei der Grundfinanzierung, ein Prozent Aufwuchs für die Innovationsfinanzierung: Nach den ersten Eckwerten für den neuen Haushalt zeichnet sich ab, dass das gewährleistet ist.“ Alles andere würde die Hochschulen auch tief enttäuschen.

Und wie sieht es mit der Zusammenarbeit in der rot-rot-grünen Koalition aus? „Die Zusammenarbeit ist sehr sachlich, sie gewinnt zunehmend an Professionalität“, sagt Tiefensee. Was die Aufarbeitung der DDR-Diktatur angehe, sehe er beim Ministerpräsidenten Bodo Ramelow eine „ganz große Offenheit“. Die Aufarbeitung dürfe nicht erst 1945 einsetzen, findet Tiefensee. Auch die Rolle der KPD in der Weimarer Republik sei zu hinterfragen. Er sehe allerdings auch, dass die Basis der Linken manchmal anderer Meinung sei als der Ministerpräsident. „Wir müssen also sichergehen, dass die Aufarbeitung nicht nur für vier, fünf Leute gilt, während der Rest sagt: Mit uns nicht.“

Zum Cello-Spielen kommt Tiefensee, der einst als Schüler den Leipziger Bachpreis gewann, übrigens kaum noch. Nur zu besonderen Anlässen greift er zum Instrument. Ende April 2015 war es wieder so weit: Im Erfurter Dom spielte er vor 1000 in- und ausländischen Tourismus-Experten: „Wir wollen doch zeigen, dass wir internationale Besucher hier in Thüringen herzlich willkommen heißen.“

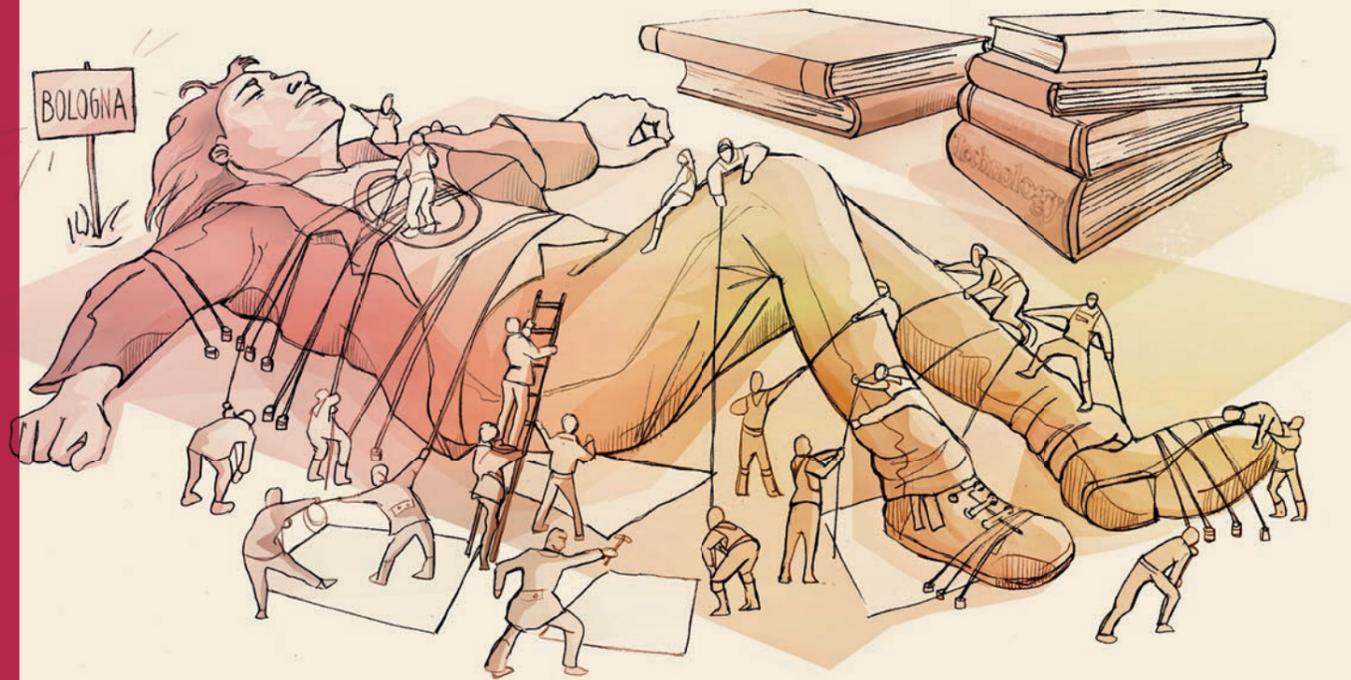


DER AUTOR

Tilmann Warnecke arbeitet im Ressort Wissen des „Tagesspiegel“ und schreibt vor allem über Bildungs- und Forschungspolitik



»Es ist wichtig, die Bedingungen für die Studierenden zu verbessern. Einen Teil der frei werdenden Bafög-Mittel werden wir daher für die Sanierung von Studentenwohnheimen verwenden«



Sand im Getriebe

BOLOGNA-KRISE Die europäische Bildungspolitik tut sich schwer bei der notwendigen Reform der Reform – wie die Bologna-Nachfolgekonferenz in Jerewan gezeigt hat.

TEXT: Stefan Kühl ILLUSTRATION: Jacqueline Urban

„Flexibilität“ in der Gestaltung ihres Studiums – das war das große Versprechen der Promotoren des Bologna-Prozesses an Europas Studierende. 15 Jahre nach Einführung der Bologna-Reform kann man eines mit ziemlicher Gewissheit sagen: Eine „flexible Gestaltung“ des Studiums ist für Studierende nicht leichter, sondern schwieriger geworden. Beklagt werden stattdessen eine durch Bologna ausgelöste zunehmende Bürokratisierung der Hochschulen und eine damit einhergehende und bis dato ungekannte Verschulung des Studiums.

Seitdem müssen Veranstaltungen aufwendig in Modulstrukturen eingepasst werden. Die Zurechnung von Leistungspunkten für jeden Handgriff der Studierenden verlangt allen Beteiligten einiges ab:

den Universitäten eine hochkomplexe Logistik und den Studierenden und Lehrenden ausgeprägte bürokratische Fähigkeiten. Die Orientierung an inhaltlichen Interessen im Studium wird inzwischen durch Überlegungen überlagert, wie man die durch die Bologna-Reform produzierten bürokratischen Herausforderungen am besten meistern kann. Es entsteht ein „Sudoku-Effekt“, bei dem bei der Konzeption und Absolvierung der Studiengänge fast nur noch darauf geachtet wird, dass sie rechnerisch irgendwie aufgehen.

Selbst Hochschulpolitiker, die auf der Vorderbühne noch die in Deutschland praktizierte Umsetzung der Bologna-Reform verteidigen, erklären auf der Hinterbühne ihre Unzufriedenheit mit den durch die Reform produzierten Bürokratisierungs- und Verschu-

lungseffekten. In der Auseinandersetzung mit den unübersehbaren Pathologien der Bologna-Reform wird von der Hochschulpolitik in Bund und Ländern bisher aber lediglich an Symptomen herumgedoktert. Hier wird eine Reduzierung von Prüfungen in einem Modul verlangt, dort eine Abschaffung von Anwesenheitslisten verordnet. Es dominiert die Symbolpolitik.

Warum wurden auf der Nachfolgekonferenz, die im Mai 2015 im armenischen Jerewan stattgefunden hat, die grundlegenden Probleme nicht angegangen und wieder einmal nur wohlklingende Wertekataloge verabschiedet?

Der Lock-in in der Bildungspolitik Im Fall der Bologna-Reform wird die Unmöglichkeit einer grundlegenden Reform der Reform damit begründet, dass man – bei allen berechtigten Zweifeln – als einzelner Staat – und erst recht als einzelnes Bundesland – nicht mehr aus dem europäischen Konzert der Bildungspolitik ausweichen kann. Zu viele Staaten, so das Argument, hätten sich bereits auf eine gemeinsame Vorgehensweise geeinigt, da gebe es bei aller berechtigten Kritik einfach keinen Weg mehr zurück. Der Zug sei einfach nicht mehr zu stoppen.

In der Organisationsforschung wird eine solche „Verriegelung“ von ineffizienten Prozessen aufgrund einer sich weltweit durchsetzenden Standardisierung als Lock-in bezeichnet. Das bekannteste Beispiel für ein solches „Lock-in“ ist das sogenannte QWERTY-Tastaturlayout. Diese Tastatur, benannt nach den ersten sechs Buchstaben auf der obersten Reihe der US-amerikanischen Tastaturen, dominiert heute die Gestaltung von Schreibmaschinen und Computern – und das, obwohl es ein ineffizientes und benutzerunfreundliches System ist, weil die am häufigsten benutzten Tasten vergleichsweise schwer zu erreichen sind. Der Hintergrund: Das heute noch dominierende Tastaturlayout wurde 1873 entwickelt, um die Tippgeschwindigkeit der Sekretärinnen zu drosseln. Die Typenhebel der damals in Mode kommenden mechanischen Schreibmaschinen drohten sich zu verhaken, wenn die Schreibkräfte zu schnell wurden. Man brauchte deswegen eine Tastaturanordnung, die die Schreibgeschwindigkeit reduzierte. Die künstlich produzierte Drosselung der Schreibgeschwindigkeit spielt spätestens seit der Einführung von Computern keine Rolle mehr. Aber weil der Standard sich weltweit etabliert hat, traut sich kein Computer-Hersteller, eine neue, effizientere Tastatur auf den Markt zu bringen. Die Situation bei der Bologna-Reform ist vergleichbar. Welche Handlungsmöglichkeiten hat die Hochschulpolitik angesichts dieses Lock-ins?

Foto: David Maupilé (Autor)

Auf einem Bierdeckel Es gibt eine an den Grundproblemen ansetzende Radikallösung, die man mit Referenz auf Friedrich Merz' steuerpolitischen Vorschlag ironisch „Bologna auf einem Bierdeckel“ nennen könnte. Der Vorschlag besteht darin, die Vorgaben auf einen einzigen Satz zu beschränken: „Das Studium an einer europäischen Hochschule ist grundsätzlich zweistufig mit einem ersten Abschluss nach frühestens drei Jahren zu gliedern, alles andere ist den einzelnen Hochschulen zu überlassen.“

Die Bologna-Erklärung hatte einen Kerngedanken: Die Einführung eines zweigliedrigen Studiums und eines darauf aufbauenden zweiten Abschlusses. In der Umsetzung ist es jedoch zu einer Vervielfältigung von Regelungen gekommen, die den Hochschulen erheblichen Handlungsspielraum genommen hat: so zum Beispiel die Einführung einer Modulstruktur, in die verpflichtend alle Seminare, alle Prüfungen und alle Selbststudiumsphasen gepresst werden müssen, oder die ECTS-Punkte, die zwar in der Bologna-Erklärung als eine Möglichkeit für den Transfer von Studienleistungen angesprochen werden, die jetzt aber die für alle Studierenden verpflichtende Berechnungsgrundlage für ihre Studienleistungen bilden.

Die Bologna-Ziele – Erhöhung der Mobilität und Verringerung der Studienabbrüche – werden ausschließlich durch die Einführung des zweigliedrigen Studiums erreicht. Der erste Studienabschluss ermöglicht es Studierenden, auch bei fehlendem Interesse ihr Studium abzuschließen und sich bei der Wahl ihres zweiten Studienabschnitts neuen Studienfächern an anderen Universitäten zuzuwenden. Alle anderen hochschulpolitischen Innovationen im Rahmen der Bologna-Reform hatten nur die bekannte Bürokratisierung zur Folge. Der Vorschlag „Bologna auf einem Bierdeckel“ erhält die Idee der Zweigliedrigkeit des Studiums. Wenn Staaten, Länder oder Hochschulen darüber hinaus noch mit Modulen oder ECTS-Punkten hantieren wollen, ist das ihnen überlassen, aber sie sind dann für die Bürokratisierungseffekte auch selbst verantwortlich und können die Schuld dafür nicht mehr auf die europäische Ebene abwälzen.



DER AUTOR
Stefan Kühl ist Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld. Sein Buch „Der Sudoku-Effekt. Hochschulen im Teufelskreis der Bürokratie“ gilt als eine der grundlegendsten Kritiken der Bologna-Reform.



In der Auseinandersetzung mit den unübersehbaren Pathologien der Bologna-Reform wird von der Hochschulpolitik in Bund und Ländern lediglich an Symptomen herumgedoktert



»Jammern gilt nicht«

13 FRAGEN AN ... KATHARINA FEGEBANK (Bündnis 90/Die Grünen) über ihren neuen Job als Wissenschaftssenatorin in Hamburg.

1 Frau Fegebank, was ist Ihr unique selling point, der Sie als Wissenschaftsministerin für Hamburg so unverzichtbar macht?

Ich habe im Präsidium der Leuphana Universität Lüneburg gearbeitet. Daher kenne ich die kreative deutsche Hochschullandschaft. Und ich bin ein unruhiger Geist, ich kann gut motivieren.

2 Warum ist das so wichtig für Hamburgs Hochschulen?

Weil wir richtige Perlen haben mit unseren Hochschulen. Das heißt, wir müssen auch darstellen, was wir können und wofür wir stehen. Das ist meines Erachtens gerade der richtige Augenblick.

3 Wie kommt's? Die Olympia-Bewerbung steht vor der Tür, die Flüchtlingsfrage stellt sich uns. Das sind in meinen Augen Themen, bei denen wir die Kreativität und den Ratschlag der Hochschulen und ihrer Studierenden gut gebrauchen können. Die Hochschulen sind Problemlöserinnen, das können sie jetzt zeigen. Sie müssen sich noch stärker zur Gesellschaft hin öffnen.

4 Sollten Hochschulen nicht vor allem und als erstes exzellent sein? Daran hapert es in Hamburg ja ein bisschen ...

...nee, stimmt nicht! Wir haben eine wahnsinnig gute Klimaforschung, physikalische Strukturforschung, medizinische Forschung sowie Geistes- und Sozialwissenschaft. Und wir werden alles daran setzen, bei der nächsten Exzellenzrunde noch einen draufzusatteln. Im Übrigen geht es darum, gemeinsam mit den Hochschulen den Hamburger Wissenschaftsstandort weiter auszubauen.

5 Haben Sie sich den Job als Wissenschaftssenatorin gesucht, weil die Hamburger Grünen in der Schulpolitik zuletzt eins auf die Mütze bekommen haben?

Wir haben uns selbst eine Karenzzeit verordnet. Die Bürger wollten unsere Primarschule nicht, das nehmen wir ernst. Aber sie brauchen nicht zu glauben, dass wir uns nun in die Furche legen und ausruhen.

6 Wie ist es denn so, unter König Dieter Lenzen Wissenschaftssenatorin zu sein? Da gibt's keinen Gegensatz. Ich achte den Präsidenten und will einen guten Job machen, alle Hamburger Hochschulen anzuspornen. Auch die Universität Hamburg.

7 Wie wollen Sie die Bachelorkrise lösen? Ich sehe diese Krise nicht. Es ist richtig, dass viele Studiengänge zu schnell in kleinteilige Bachelorprogramme gepresst wurden. Aber wir können in dieser Struktur vieles verändern und besser machen. Jammern gilt nicht.

8 Gibt es inzwischen zu viele Studierende? In Hamburg jedenfalls nicht. Hier liegt der Bevölkerungsanteil mit Hochschulabschluss bei nur 19 Prozent, in München etwa sind es 27 Prozent. Der Hochschulpakt ist ein gutes Instrument, mit dem wir noch mehr neue Studienanfängerplätze schaffen können.

9 Aber viele der neuen Studierenden tun sich jetzt schon schwer! Ja, ich finde 40 Prozent Studienabbrecher in manchen Fächern zu hoch. Das müssen wir ändern!

10 Wie denn? Bessere Beratung. Das geht in der Hochschule, aber auch schon in den Schulen. Orientierung kann man nicht verordnen, aber man muss sie bereitstellen.

11 Wie viele BAföG-Millionen bekommen Sie durch die Kostenübernahme des Bundes in Ihrem Budget frei? Es sind 30 Millionen, und das geht in Bildung und Hochschule.

12 Sollte das nicht allein den Studierenden zugute kommen? Das wurde vor unserer Zeit ausgehandelt. Da können wir nicht mehr ran.

13 Werden Sie den Lecturer einführen? Die Hochschulen haben's mit dem Lehrprofessor versucht, aber der wurde meines Wissens nach nicht richtig angenommen. Aber ich fühle mich nach vier Wochen noch nicht so fit, dass ich das kompetent beurteilen könnte.

ZUR PERSON

Katharina Fegebank stammt aus Bad Oldesloe in Schleswig-Holstein und ist mit 38 Jahren nicht nur die erste grüne, sondern auch die jüngste Wissenschaftssenatorin in Hamburg. Die Geisteswissenschaftlerin hat in Freiburg und Berlin studiert, sie ist seit 2011 Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft. Im zweiten Hamburger rot-grünen Senat wurde Fegebank im April 2015 zur Zweiten Bürgermeisterin und Senatorin für Wissenschaft, Forschung und Gleichstellung gewählt.

Die 13 Fragen stellte **Christian Füller**, Journalist, Buchautor und Pisaversteher.

DER DSW-PRÄSIDENT HAT DAS LETZTE WORT

Die Arroganz und das Glücksrad

Wenn Sie diese Ausgabe des DSW-Journal in den Händen halten, steht ein für viele Familien in Deutschland sehr wichtiges Datum an: der 15. Juli 2015. Bewerbungsschluss für einen

Studienplatz. Reicht die Abiturnote für das Wunschfach? Klappt es mit dem Studienplatz an der Hochschule der ersten Wahl? Wenn nicht, gehe ich in ein Wartesemester, überbrücke ich die Zeit - oder sehe ich mich nach einem anderen Fach, einer anderen Hochschule um?

Welche Alternativen gibt es? Eine private Hochschule, die ein Vielfaches kostet? Der Gang ins nahe Ausland? Ist es abwegig, wenn bei den Betroffenen subjektiv der Eindruck entsteht, sie drehen ein Glücksrad?

Die Wahl des Studienfachs, die Wahl der Hochschule - das sind keine ausschließlich zweckrationalen, kühlen Überlegungen. Hier geht es um eine entscheidende Weichenstellung für das Leben, hier geht es auch um Wünsche, Träume, Hoffnungen. Es geht um Menschen, die etwas wollen: studieren. Ich glaube, niemand bewirbt sich ausschließlich wegen der Aussicht auf ein hohes Einkommen oder einen hohen sozialen Status um einen Studienplatz. Da ist immer mehr dabei, ich glaube: immer der ganze Mensch. Und es geht um die Zukunft dieses ganzen Menschen!

Ich betone das deswegen, weil wir im hochschulpolitischen Diskurs unserer Tage gerne diese individuelle, diese emotionale und auch familiale Dimension von Bildungsentscheidungen aus dem Blick verlieren. An der Begrifflichkeit der Bologna-Reform lässt sich das exemplarisch zeigen: Hier geht es um Module, um Credit Points, um Kompetenzen, um Anerkennungsdefizite. Das ist ein technokratischer

»Wer so fragt, ist arrogant – und hat komplett vergessen, dass es um Menschen geht, um Individuen, die zumindest eines haben müssen: Neugier und Ehrgeiz«

Dieter Timmermann,
Präsident des
Deutschen
Studentenwerks



Diskurs, der ohne jeden Begriff von Bildung auskommt. So spricht sonst kein Mensch. So sprechen Expertinnen und Experten, besser noch: Technokraten. Sollen sie das letzte Wort haben?

Deswegen sehe ich auch die von Kollegen (Kolleginnen sind meines Wissens nicht darunter) angestoßene Debatte um eine angebliche „Akademikerschwemme“ oder „Überakademisierung“ (die auch schon in den 1980er Jahren vorausgesagt wurde, aber nicht eintrat) mit sehr, sehr gemischten Gefühlen. Hier wird vom hohen Ross, vom Katheder heruntergesehen auf eine anonyme Masse, die es sich anmaßt, nach höherer Bildung zu streben, wo es doch eine Berufsausbildung für die meisten auch täte. Hat ja nicht jeder das Zeug zum Professor; es muss doch auch Fleischer und Bäcker geben ... Muss denn jeder studieren? Wer so fragt, ist arrogant - und hat komplett vergessen, dass es um Menschen geht, um Individuen, die zumindest eines haben müssen: Neugier und Ehrgeiz.

Schon allein deshalb gönne ich es ihnen, wenn sich das Studienplatz-Glücksrad zu ihren Gunsten dreht. Mögen da ruhig einige wenige, die es im akademischen Betrieb bis ganz nach oben geschafft haben, die Nase rümpfen.

Dieter Timmermann

Antworten oder diskutieren Sie mit Dieter Timmermann:

» dieter.timmermann@studentenwerke.de

Foto: Kay Herschelmann

Schöner Wohnen im Studium!

Die Studentenwerke machen es möglich, mit 184.050 Wohnheimplätzen: in Einzelzimmern, Apartments oder WGs – möbliert und mit Internetanschluss, studentisches Lebensgefühl inklusive.



Fotos: Kay Herschelmann (3x), Studentenwerke Osnabrück und München



WEIT WEG IST NÄHER, ALS DU DENKST.

Verschwendete Energie belastet das Klima. Bedrohliche Umweltkatastrophen nehmen in einigen Ländern dramatisch zu. Sie berauben die Menschen ihrer Lebensgrundlage und können zu Hungersnöten führen. Wir alle können etwas ändern:

Globale-Nachbarn.de

